

Anja´s Buch

Meine Geschichte

Anja

Anja´s Buch
Meine Geschichte

Eigenverlag, 199?
Alle Rechte bleiben bei der Autorin

Über die Autorin:
Anja
Hausfrau und Mutter von drei Kindern
Muslima seit 1989

Kontakt:
eMail: matycom@intouch.com
URL: <http://www.geocities.com/anjasbuch>

Inhalt

Vorwort	4
Die Entscheidung	5
Das Kopftuch	12
Mohamed	20
Der Islam	30
Die Muslime	41
Abschied	51

Vorwort

„Darf ich Sie mal etwas fragen? Sind Sie Deutsche? Und Sie gehören dem Islam an?“

„Ja, ich bin Deutsche, und ja, ich gehöre dem Islam an.“

„Sie meinen, Sie haben den deutschen Pass. Aber aus welchem Land kommen Sie? Und woher kommen Ihre Eltern? Und Ihre Großeltern?“

„Ich habe einen deutschen Pass. Ich komme aus dem Sauerland in Westfalen. Ebenso wie auch meine Eltern und meine Großeltern. Nur mein Uropa war kein Deutscher.“

„Aha.“ Der erstaunte Ausdruck im Gesicht meines Gegenübers weicht einem verständlichen Lächeln.

„Mein Uropa war Holländer.“

„Holländer?“ Das Lächeln erlischt so plötzlich, wie es gekommen ist.

Ich bin tatsächlich nicht islamisch vorbelastet. Ich bin in Deutschland geboren, in einer deutschen Kleinstadt aufgewachsen und dort auch zur Schule gegangen. Nach dem Abitur habe ich an einer deutschen Universität studiert und sogar einen deutschen Hochschulabschluss erworben. Und ich bin Muslima. Irgendwann einmal habe ich mir den Islam als meine Religion gewählt. Ich verwahre in meinem Dokumentenordner neben meinem deutschen Pass, meiner Heiratsurkunde und meinen Zeugnissen auch eine Bescheinigung auf, die besagt, dass ich mich zum Islam bekenne. Seit einigen Jahren trage ich Kopftuch, selbst auf den Passfotos in meinen offiziellen Papieren, bete 5 Mal am Tag und erfülle auch sonst nach bestem Wissen und Gewissen meine religiösen Pflichten. Mein Mann ist Muslim und meine Kinder werden es, so Gott will, auch.

„Sind Sie mit einem Türken verheiratet?“

„Nein, ich bin verheiratet mit einem Ägypter.“

„Ach soooo.“ Das verstehende Lächeln erstrahlt in neuem Glanz, nur um dann wiederum zu verschwinden und einem eher mitleidvollen Blick Platz zu machen.

„Und jetzt müssen Sie ein Kopftuch tragen, Sie Arme?“

Für mein Gegenüber ist damit die Welt wieder in Ordnung. Mein Fall ist gelöst, die Akte geschlossen. Mein Mann ist die Ursache dafür, dass ich mich zum Islam bekenne. Oder, besser gesagt, bekennen muss. Denn von freier Entscheidung kann bei einer Frau im Zusammenhang mit dem Islam wohl kaum die Rede sein. Deutsche Frauen tendieren eben dazu, dem südländischen Charme zu erliegen. Einmal verheiratet mit einem Ausländer, kommt dann das dicke Ende nach. Jeder weiß doch, dass das Leben der Frau im Islam bestimmt wird vom Mann. Denn im Islam bestimmt der Mann. Kopftuch, Kinder, Prügelstrafe. Schließlich kennt man die Muslime aus Presse- und Fernsehberichten. Man ist informiert. In Deutschland bekennen sich etwa 3% der Bevölkerung zum Islam. Auf der ganzen Welt gibt es fast eine Milliarde Muslime. Und überall sind sie ein Ärgernis. Terroristen, Waffenschieber, Drogenhändler, Kriegsbetreiber. Dass der Islam trotzdem nichts an Anziehungskraft verloren hat, liegt in unglücklichen Umständen begründet. Deutsche Frauen geraten unter den Einfluss muslimischer Männer. Türken, die in Deutschland leben, besinnen sich auf ihre islamischen Wurzeln, weil sie sich in der deutschen Gesellschaft nicht anerkannt fühlen. Und in der Dritten Welt geht es den Menschen so schlecht, dass sie sich von skrupellosen Fundamentalisten - mangels anderer Alternativen - den Islam als Ansatz zur Problemlösung aufschwätzen lassen.

Menem, ein guter Freund, sagte solchen Menschen immer: „Wenn Sie nur lang genug suchen, werden Sie für jeden einzelnen Muslim auf der Welt einen psychologischen Grund dafür finden, warum er Muslim ist.“ Nun, zumindest sparen sie sich so die inhaltliche Auseinandersetzung mit dem Islam. Die Rollen des Guten und des Bösen sind seit Jahrhunderten klar verteilt. In der Realität des Zusammenlebens jedoch erweist sich dieses Weltbild oft als trügerisch. Die direkte Konfrontation mit dem Anderen wirft Fragen auf, die wir nicht gerne hören. Sind wirklich die anderen auf dem falschen Weg? Oder sind wir es letztendlich selbst?

Sicher ist, dass wir lernen müssen, miteinander auszukommen. Wir müssen unsere Überheblichkeit ablegen und beginnen, unsere Gegenüber als erwachsene Menschen zu betrachten, die ebenso wie wir im 20. Jahrhundert leben. Wenn wir genau hinsehen, können wir manches voneinander lernen. Lassen Sie sich diese Chance nicht nehmen!

Die Entscheidung

„... Heute habe Ich euren Glauben für euch vervollkommnet und Meine Gnade an euch vollendet und euch den Islam zum Glauben erwählt ...“ (5:3)

Ich wurde 1967 in einer Kleinstadt im Sauerland geboren. Mein 1 1/2 Jahre jüngerer Bruder und ich wuchsen auf dem Lande auf, wo meine Eltern und meine Großeltern zusammen ein 2-Familien-Haus bewohnen. Mein Opa war Grundschulleiter. Mein Vater wäre gerne Förster geworden. Statt dessen ist er heute Oberstudienrat. Die Natur liebt er immer noch über alles. Dagegen scheint er sehr zum Kummer meiner Oma die Liebe zu Jesus Christus im Laufe der Jahre verloren zu haben. Meine Oma war immer ein tief gläubiger Mensch. Sie gehört zu einer evangelischen Freikirche. Von Jugend an hat sie sich aktiv in der Gemeindefarbeit engagiert und sich nach Kräften bemüht, ihren Kindern ein christliches Vorbild zu sein. Mein Opa dagegen ist weniger gläubig. Eine Erkenntnis, die meiner Oma erst im Laufe der Ehe zuteil wurde. Regelmäßiger Kirchgang ist eben noch kein hinreichendes Indiz für eine christliche Grundeinstellung. Bis heute folgen gemeinsamen Gottesdienstbesuchen der beiden hitzige Diskussionen über den christlichen Glauben im Allgemeinen und den Inhalt der letzten Predigt im Besonderen. Diese Situation ist auch an ihren Kindern nicht spurlos vorübergegangen. Tatsächlich besucht heute nur noch einer ihrer drei Söhne eine christliche Gemeinde.

Meine Mutter dagegen stammt aus einem Elternhaus, in dem Frömmigkeit so selbstverständlich war, wie das tägliche Brot und der tägliche Schlaf. Glaube stand nie zur Diskussion. Eigentlich stand überhaupt nie etwas zur Diskussion. Besonders meine Mutter, Nesthäkchen und einzige Tochter, wurde nicht nach ihrer Meinung gefragt. Selbstverständlich wurde sie Verkäuferin im elterlichen Geschäft - ihr Vater war Bäckermeister, und wozu hat man schließlich eine Tochter. Bis heute bedauert sie, dass sie nichts anderes lernen durfte. Und ebenso selbstverständlich heiratete meine Mutter später auch meinen Vater. Der Lehrersohn war eine gute Partie in der Jugendgruppe der christlichen Gemeinde. Und der gemeinsame Glaube galt als sicheres Fundament für eine gute Ehe. Auf Fels gebaut! Aber gerade dieser Fels war es, der im Laufe der Jahre zuerst ins Wanken geriet. Während meine Oma als erste Frau in den Ältesten Rat gewählt wurde, traten meine Eltern nacheinander aus der Gemeinde aus. Und irgendwann einmal gab es kaum noch Gemeinsamkeiten. So haben sie nach zwanzig Ehejahren und etlichen vergeblichen Versuchen, miteinander auszukommen, in beiderseitigem Einvernehmen das Handtuch geworfen. 1986 wurde ihre Ehe geschieden.

Sehr zum Bedauern meiner Oma ist auch bei meinem Bruder und mir nicht viel vom christlichen Glauben hängen geblieben. Wir besuchten zwar Bibelunterricht und Jugendstunden, traten der christlichen Gemeinde jedoch nie bei. Tatsächlich sind wir noch nicht einmal getauft. Die Freikirche kennt keine Kindertaufe, sondern tauft nur religionsmündige Menschen, die sich aus freien Stücken zum Christentum bekennen. Als wir in das entsprechende Alter kamen, entschieden wir uns beide gegen die Taufe.

Nicht, dass mich Religion nicht interessiert hätte. Sie hatte für mich immer etwas Faszinierendes, etwas Sinn gebendes. Das Christentum bietet da einen akzeptablen Ansatz: den Glauben an einen Gott, der mit der Menschheit in Verbindung tritt, indem er Propheten schickt. So lehrte Gott die Menschen, wo sie stehen und wie sie miteinander und mit ihrer Umwelt umgehen sollten. Ich stellte jedoch bald fest, dass die „christlichen“ Werte sehr schnell relativiert werden können. Was besagt denn die christliche Lehre? Jeder Mensch ist sündig, Erbschuld belastet von Geburt an. Gott hat seinen Sohn geschickt in die Welt, um zu leiden und zu sterben am Kreuze und uns so zu erlösen von der Last unserer Schuld. Der Gottessohn, der zugleich Mensch und Gott ist. Zu wem hat er so inbrünstig gebetet am Ölberg? Sein Erscheinen wurde zum Wendepunkt der Geschichte, der die Menschheit teilt in „vor“ und „nach“ Christus. Denn allein der Glaube an ihn erlöst. Sagte er nicht selbst: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich.“ (Johannes 14, 6) Das Jenseits hat mit Jesu Tod den Schrecken verloren. Gott ist Liebe, wie kann es da eine Hölle geben? Als Druckmittel der Kirche, um die Gläubigen bei der Stange zu halten, hat der Teufel jedenfalls ausgedient.

Die Werte des heutigen Christentums beschränken sich weitgehend auf die Nächstenliebe. Solange ich niemandem schade, ist alles erlaubt. Jesus sagt: „Ihr sollt nicht wännen, dass ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen.“ (Matthäus 5, 17) Das scheint jedoch im modernen Christentum das gleiche zu sein. „Gebote“ gelten als antiquiert. Die heutige Christenheit versteht sich als modern. Die Kirche geht mit der Zeit. Wenn auch nicht ganz schnell genug für den Geschmack ihrer Mitglieder. Die Bibel hat dabei kaum noch Gewicht. Man kann vermutlich noch einige Wahrheiten finden in diesem Buch. Aber welche? Wer entscheidet, was wahr ist und was nicht? Wer entscheidet, was göltig ist und was nicht? Die Kirche? Die Theologen? Oder jeder für sich

selbst? Bastelt sich so nicht jeder auf die eine oder andere Weise nach bestem Wissen und Gewissen seinen eigenen Glauben zusammen? Seien wir doch ehrlich und nennen wir das Ergebnis nicht mehr Christentum. Nennen wir es „Björn“tum, „Claudia“tum, oder wie auch immer der Name lauten mag. Überzeugte Christen werden jetzt natürlich protestieren. Sie werden sagen, die gemeinsamen Grundlagen sind doch da. Wo denn? Die eigentliche Offenbarung Gottes, das, was er Jesus von Nazareth mitteilte, wo ist sie? In der Bibel wurde ihr noch nicht einmal ein Kapitel gewidmet. Zentrale Glaubensaussagen, die die Kirche spalten, wurden abgeleitet aus historischen Berichten und Briefen, beschlossen auf theologischen Konferenzen oder einfach zur Staatsdoktrin erklärt. Und wie oft habe ich gehört: „Das kannst Du nicht verstehen. Das musst Du eben glauben.“ Ich glaube, dass Gott uns den Verstand gegeben hat, damit wir ihn gebrauchen. Und ich glaube, dass eine Botschaft Gottes, so sie hinterfragt wird, mehr Antworten bieten muss, als das. Das sagte ich auch unserem Religionslehrer, als meine Klasse kurz vor dem Abitur ein Wochenende im Kloster verbrachte. „Besinnungstage“ nannte sich das. Der Lehrer überraschte mich mit seiner Antwort. Er sagte mir: „Gott lässt dich nicht los. Du wirst schon sehen.“

Er sollte recht behalten. Auch wenn er sich das vermutlich etwas anders vorgestellt hatte. Denn mein Interesse an Gott und Religion holte mich wieder ein, als mir der Islam begegnete. Ich war nach dem Abitur in die Großstadt gezogen, um ein Wirtschaftsstudium an der Universität aufzunehmen. Damals dachte ich noch, Betriebswirtschaftslehre zu studieren sei im Hinblick auf eine zukünftige Karriere eine vernünftige Entscheidung. Zwar interessierte ich mich nicht sonderlich für das Fach, aber die Studienzeit würde schon vorübergehen. Tatsächlich jedoch waren schon die ersten Tage deprimierend. Überfüllte stickige Hörsäle, langweilige Vorträge, gehalten von gelangweilten Professoren - „Schlagen Sie bitte Seite 17 meines Buches auf. Wir lesen dort ...“ - vor ebenso gelangweilten Studenten - „Hast Du gesehen, was die lange Blonde in der dritten Reihe heute wieder an hat?“ - „Hast Du mal Feuer?“ Das Leben als Studentin dagegen war von Anfang an hoch interessant für mich. Ich hatte bisher nur in der Kleinstadt gelebt. Ja, selbst während meines Jahres als Austauschschülerin in den USA hatte ich dort in einem winzigen Provinzstädtchen gewohnt. Sonntäglicher Kirchgang: Pflicht! An der Universität erschien sich mir nun eine neue Welt zu erschließen. Ich fand es spannend, neue Menschen kennen zu lernen und mit ihnen über Gott und die Welt zu diskutieren. Darunter waren auch einige ausländische Studenten, die von zu Hause aus Muslime waren. So kam das Thema Islam zur Sprache. Grundsätzlich fand ich die Vorstellung amüsant, dass heute tatsächlich noch Menschen ernsthaft an einem mittelalterlichen Gesetz festhalten. Aber in der Praxis sah dann alles etwas anders aus. Das Leben von ausländischen Studenten in Deutschland hat nun gar nichts mit Tausendundeiner Nacht zu tun. Am Anfang hatte ich meine muslimischen Nachbarn im Studentenwohnheim noch scherzhaft gefragt, warum Tomaten nicht geschächtet werden müssen, also entsprechend dem islamischen Ritus geschlachtet. Oder warum ein Muslim, der vor dem Essen Gottes gedenkt und nach dem Essen ein Dankgebet spricht, nicht das gleiche tut, wenn er in der Kneipe ein Bierchen trinkt. Aber je mehr ich vom Islam sah und hörte, desto weniger Lust verspürte ich, mich über die Muslime lustig zu machen. Tatsächlich war mir die Religion gar nicht so fremd, wie ich immer gedacht hatte. Ich fand viel von dem wieder, was mich im Christentum immer angezogen hatte. Vor allem war da natürlich der Glaube an Gott. Der Islam ist eine strikt monotheistische Religion. Es gibt nur einen Gott. Gott, das heißt auf arabisch „Allah“. Dieser Begriff bedeutet tatsächlich nichts anderes als „der Gott“ und wird auch in der arabischsprachigen Bibel verwendet. Ein Muslim glaubt ebenso wie ein Christ, dass Gott Propheten gesandt hat, um der Menschheit den rechten Weg zu weisen. Da tauchten Namen auf, die mir wie alte Bekannte erschienen: Noah, Abraham, Moses, Jonas, aber auch Zacharias, Johannes und Jesus. Ich erfuhr, dass Muhammad, der Sohn Abdullahs, der im 5. Jhd. nach Christus auf der arabischen Halbinsel lebte, der letzte der Propheten gewesen sei. Er habe den Koran verkündet. Und darauf wiederum stützt sich die gesamte islamische Lehre, das gesamte islamische Gesetz, das gesamte islamische Leben.

Ich begann, mich mit diesem Koran zu beschäftigen. „Dies ist das Buch, an dem es keinen Zweifel gibt; eine Rechtleitung für die Gottesfürchtigen“ (2:2) heißt es dort über den Koran selbst. Unbezweifelt, auch von nicht-muslimischen Wissenschaftlern, ist zumindest die Authentizität des Koran. Tatsächlich war es dieser Text, den Muhammad vor knapp 1500 Jahren mangels eigener Schreibkenntnisse seinen Weggefährten diktierete. Sprachlich gilt er als Wunder. Die religiösen Inhalte wurden in einer kunstvollen poetischen Form verkündet. Bis heute setzt der Koran den Maßstab für das klassische Arabisch schlechthin. Der Inhalt des Koran ist mindestens ebenso bemerkenswert wie die Form. Er ist keineswegs nur ein „arabisches Geschichtsbuch“, wie es eine bekannte Islamwissenschaftlerin in den Medien so gerne beschreibt. Ganz im Gegenteil dokumentiert er ein erstaunliches Wissen über die Natur, die Gesellschaft, über schlechthin alles, was das menschliche Leben in irgendeiner Form betrifft. Bereits in der ersten Verkündung heißt es: „... Lies, und Dein Herr ist der Allgütige, Der ... den Menschen gelehrt hat, was er nicht wusste.“ (96:3-5) Wussten Sie beispielsweise, dass der Koran in der Joseph-Geschichte über ei-

nen König, in der Moses-Geschichte über einen Pharao spricht? Warum das so ist, wissen wir, seit es dem französischen Altgeschichtler Jean Francois Champollion mit Hilfe des Steins von Rosette gelungen ist, die altägyptische Hieroglyphenschrift der modernen Wissenschaft zugänglich zu machen. Gegen Ende des Mittleren Reiches hatten ursprünglich aus Asien kommende Volksstämme, die Hyksos, den nördlichen Teil des heutigen Ägyptens besetzt und dort ein Königreich errichtet. In diese Zeit fällt demnach die Josephgeschichte. Unter den Hyksos stieg Joseph zum Berater des Königs auf. Und unter den Hyksos wanderte das Volk Israel nach Ägypten ein, wo man es herzlich willkommen hieß. Im 16. Jahrhundert vor Christus, in der Regierungszeit des Pharaos Ahmose, gelang es den Ägyptern, den Norden des Landes zurückzuerobern. Die Israeliten fielen als Helfer der verhassten Besatzungsmacht in Ungnade. So erklärt sich, dass das israelitische Volk zur Zeit Moses in Ägypten versklavt und unterdrückt war. Im Koran wird ganz selbstverständlich begrifflich zwischen dem König der Hyksos-Zeit und dem Pharao der Ägypter unterschieden. Über den Pharao der Mosesgeschichte heißt es weiter: „Heute werden wir deinen Leib erretten, damit Du ein Zeichen sein mögest für die, die dir nachfolgen. Doch viele unter den Menschen sind unseren Zeichen gegenüber achtlos.“ (10:92) Eine Anspielung auf die Mumifizierung des Pharaos. Oder betrachten Sie die Aussagen des Koran zur Schöpfung: „Sehen denn diejenigen, die ungläubig sind, nicht, dass die Himmel und die Erde eine zusammenhängende Maße waren, die Wir dann teilten, und dass Wir alles Lebendige aus Wasser gemacht haben? Wollen sie also nicht glauben?“ (21:30) Das entspricht exakt dem neuesten Forschungsstand.

Und wussten Sie, dass wir laut Koran nicht auf der Erde leben, sondern „in“ ihr? Ein Hinweis auf die zur Erde gehörende Atmosphäre, ohne die wir nicht existieren könnten. Schließlich bewegen wir uns dadurch, dass die Erde sich dreht, ständig mit einer enorm hohen Geschwindigkeit durchs All. Stellen Sie sich nur einmal den „Fahrtwind“ vor. Der Koran beschreibt Phänomene der Natur von Wolkenbildung bis hin zu den embryonalen Entwicklungsstadien des Menschen, von der Verdauungschemie bis hin zur Ausdehnung des Universums. Bisher gibt es aus wissenschaftlicher Sicht nichts gegen die entsprechenden koranischen Texte einzuwenden. Ganz im Gegenteil können koranische Aussagen zum Teil erst mit Hilfe der modernen wissenschaftlichen Erkenntnisse in ihrem vollen Bedeutungsgehalt verstanden werden. Immer wieder wird der Mensch dazu aufgefordert, zu sehen, zu hören und zu verstehen. Mit Hilfe dieses Korans gelang es arabischen Beduinen und Kaufleuten, ein gesellschaftliches System zu errichten, in dem Kultur und Wissenschaft erblühten. Und das zu einer Zeit, in der in Europa das dunkelste Mittelalter herrschte.

Über den Glauben selbst heißt es im Koran: „Es gibt keinen Zwang im Glauben. Der richtige Weg ist nun klar erkennbar geworden vom unrichtigen. Wer also nicht an falsche Götter glaubt, an Gott aber glaubt, der hat gewiss den sichersten Halt ergriffen, bei dem es kein Zerreißen gibt. Und Gott ist hörend, wissend.“ (2:256) Tatsächlich ist die islamische Theologie so klar, wie das Glaubensbekenntnis: „Es gibt keinen Gott außer Gott, und Muhammad ist sein Prophet.“ Erbsünde? So etwas kennt der Islam nicht. „... Und was sich jede Seele erworben hat, wird (dereinst) niemandem außer ihr selbst zuteil, und keine Lasttragende wird (dann) die Last einer anderen tragen...“ (6:164) heißt es im Koran. Nachdem Adam und Eva gesündigt hatten, lehrte Gott die Reue. Der reuige Mensch begegnet dem barmherzigen Gott. Hier ist kein stellvertretendes Opfer nötig. Gottes Sohn? „Sprich: Er ist der Gott, der Einzige, der Gott, der Ewigwährende, Er zeugt nicht und ist nicht gezeugt, und es gibt niemanden, der Ihm gleicht.“ (112) Jesus von Nazareth war ein Prophet, nicht mehr und nicht weniger. Ein Wendepunkt der Geschichte? Ganz und gar nicht. Im Gegenteil, die Geschichte beweist eine ungebrochene Kontinuität. Von Anbeginn gab es nur die eine Religion, die Hingabe an den einen Gott, auf Arabisch: „Islam“. Diese Religion wurde von allen Propheten Gottes verkündet, auch von Abraham, Moses und Jesus. Der Prophet Muhammad war der letzte dieser Propheten, und doch war er ein Mensch wie Sie und ich. Die Ansprache, die sein Freund Abu Bakr Siddiq anlässlich seines Todes hielt, ist uns bis heute erhalten geblieben: „Sodann, wer von euch Muhammad, Gottes Segen und Heil auf ihm, angebetet hat, der soll wissen, dass Muhammad, Gottes Segen und Heil auf ihm, tot ist. Wer aber Gott angebetet hat, wahrlich, Gott ist lebendig und unsterblich.“ Und dann rief er den Menschen folgenden Koranvers ins Gedächtnis: „Muhammad ist nichts anderes als ein Gesandter, dem andere Gesandte vorausgegangen sind. Wenn er also sterben oder getötet werden sollte, werdet ihr dann auf euren Fersen kehrt machen? Und wer auf seinen Fersen kehrt macht, wird Gott nicht den geringsten Schaden zufügen. Und Gott wird die Dankbaren reichlich belohnen.“ (3:144) Die Kirche? Gibt es in diesem Sinne überhaupt nicht. Keine Organisation, keine Hierarchie, keine Sakramente. Predigen kann jeder Muslim. Ebenso, wie jeder eine Ehe schließen oder ein Totengebet sprechen kann. Schriftauslegung? Über die zentralen Glaubensaussagen sind sich die Muslime einig. Gott ist Gott, die Propheten waren Menschen. Der Koran ist Gottes Wort, ebenso wie auch die Bücher der anderen Propheten Gottes Wort waren. Die Engel sind ebenso real wie die Auferstehung. Islamgelehrte beschäftigen sich im Unterschied zu ihren christlichen Kollegen eher mit der praktischen Anwendung religiöser Grundsätze. Sie geben

theologische Gutachten auf der Grundlage von Koran und Sunna, dem Vorbild des Propheten Muhammad, heraus. Ein solches Gutachten nennt man „Fatwa“. Da jedoch kein Islamgelehrter in irgendeiner Form eine gottgegebene Autorität hat, gibt eine Fatwa immer nur die persönliche Meinung des betreffenden Gelehrten wieder und hat keinerlei verbindlichen Charakter. Man kann ihr folgen oder auch nicht.

Weltweit bekennt sich etwa eine 1,3 Milliarden Menschen zu diesem Glauben. Und der Islam hat bis heute nichts von seiner Anziehungskraft verloren. Das arabische Wort „Islam“ hat den gleichen Wortstamm wie das Wort „Salam“, Friede. Islam bedeutet so auch, Frieden zu finden, mit Gott, der Welt und sich selbst.

Ich lernte und staunte. Und doch wollte ich die Wahrheit nicht wahr haben. Denn der Islam ist nicht gerade eine bequeme Religion. Ich hatte schlicht und einfach keine Lust, Muslim zu werden. Das war mir viel zu anstrengend. Denn Islam, das ist etwas Reales, etwas, das in jede Faser des Lebens eindringt, es durchzieht und verändert. Das Christentum dagegen hat heutzutage manchmal einen Hauch von Weltfremdheit. Wohldosierte Frömmigkeit, die man zum Kirchengang anlegt wie ein Sonntagskleid und dann für den Rest der Woche im Schrank verstaut. Trotzdem begann ich nach einiger Zeit, den Islam in der Praxis auszuprobieren. Ich fastete im Monat Ramadan zusammen mit meinen muslimischen Nachbarn, das heißt, ich aß und trank vom Anbruch der Morgendämmerung bis zum Sonnenuntergang nichts. Und jeden Abend traf ich mich mit meinen Nachbarn, um gemeinsam das Fasten zu brechen. Teilweise kochten wir sogar gemeinsam. Besonders ein Ägypter, Mohamed, kochte ganz ausgezeichnet. Es war auch Mohamed, der mich etwa in der Mitte des Monats beiseite nahm. Er hatte sich ein Herz gefasst, denn in religiösen Fragen gibt es keine Scham, und erklärte mir, dass es da eine Zeit gäbe, in der Frauen nicht fasten. Schließlich begriff ich, dass er von der Periode sprach. Nun, für diesen Ramadan kam die Aufklärung etwas zu spät. Was ich aber nicht weiter schlimm fand. An diesen Abenden im Ramadan hatte ich auch Gelegenheit, das Gebet zu beobachten. Und auch das probierte ich aus. Ich übte in meinem Zimmer, betete so, wie ich es bei den anderen gesehen hatte, verbeugte mich und warf mich nieder. Da ich den Text, der gesagt wird, nicht kannte, improvisierte ich mit dem „Vater Unser“. Mit diesem Ramadan begann ich auch, meinen Konsum an Alkohol und Schweinefleisch zu reduzieren. Und einmal bin ich sogar mit Kopftuch in der Innenstadt spazieren gegangen, nur um zu sehen, wie man sich als Kopftuchträgerin so fühlt. Schließlich erfuhr ich sogar, wozu die Palästinenser im Studentenwohnheim immer eine Wasserflasche auf der Toilette deponierten. Für Muslime ist es selbstverständlich, sich nach dem Gang zur Toilette zu waschen. Da in Deutschland im Gegensatz zu den muslimischen Ländern Toiletten in der Regel nicht mit Handbrausen oder ähnlichen Vorrichtungen ausgestattet sind, wird mit einer Wasserflasche improvisiert. Wie lächerlich klingt im Vergleich dazu der Werbeslogan einer bekannten Firma für feuchte Reinigungstücher: „Wie frisch gewaschen!“

Die meisten Muslime in meiner Umgebung fanden mein Interesse am Islam recht merkwürdig. Tatsächlich nahmen viele von ihnen es selbst mit den islamischen Vorschriften nicht so genau. Immer wieder hörte ich: „Natürlich bin ich Muslim. Wenn ich zu Hause wäre, in meinem Land, dann würde ich auch nach dem Koran leben. Aber hier in Europa ist alles anders. Ich bin doch noch jung. Und für Frömmigkeit habe ich später noch Zeit.“ Auf der anderen Seite gab es aber auch einige wenige Leute, die sich sehr darum bemühten, ihren Glauben konsequent zu leben. Einer meiner Nachbarn im Studentenwohnheim gehörte zu dieser Kategorie. Eben dieser Mohamed, der so gut kochte und mich im Ramadan zur Seite genommen hatte. Mohamed hatte in Ägypten ein Studium der Biophysik abgeschlossen und war nach Deutschland gekommen, um seine Doktorarbeit zu schreiben. Zu der Zeit, als ich ihn kennenlernte, war er erst seit sechs Monaten in Deutschland und besuchte einen Deutschkurs an der Universität. Seine Religion, der Islam, bedeutete ihm einfach alles. Er hatte sich bereits ein umfangreiches Wissen zum Thema Islam angeeignet. Mohamed galt auch unter den Arabern im Wohnheim als ganz große Ausnahme. Sie nannten ihn ihren „Scheich“. Ein Name, der so gar nicht zu einem 24jährigen, sportlichen jungen Mann mit widerspenstigen schwarzen Locken passen wollte. Mohamed selbst war gar nicht angetan von diesem Spitznamen. Er sagte mir einmal, die Verantwortung, die damit verbunden sei, sei ihm zu groß. Tatsächlich kam jeder, der irgendeinen Rat oder eine Hilfe brauchte, zum „Scheich“. Sei es nun, dass ein Student ein Zimmer brauchte, dass jemand ins Krankenhaus musste oder auch nur seine alten Lehrbücher verkaufen wollte. Alles lief über Mohamed.

Der Anfang unserer Bekanntschaft gestaltete sich eher schleppend, da Mohamed sich nach Kräften bemühte, seinem Ruf als vorbildlicher Muslim gerecht zu werden. So ging er nach Möglichkeit jeglicher Versuchung aus dem Wege. Und dazu gehören für einen praktizierenden Muslim nun einmal auch Frauen. Bald siegte jedoch sein religiöses Engagement. Kann man jemanden, der sich für den Islam interessiert, zurückweisen? Für mich war er ein interessanter Gesprächspartner. Einen so aufgeschlossenen Menschen hatte ich selten getroffen. Wir diskutierten immer häufiger Religion im Allgemeinen und den Islam im

Besonderen. Selbstverständlich nur an „neutralen Orten“, bzw. in Mohameds Zimmer - bei sperrangelweit geöffneter Tür. Das, um auch erst gar keine falschen Vermutungen über die Art unserer Beziehung aufkommen zu lassen. Wir lernten viel voneinander in dieser Zeit. Und wir begannen, die Welt durch die Augen des anderen zu sehen. Mohamed wurde einer meiner verlässlichsten Freunde.

Was das Studium anging, so hatte ich in der Zwischenzeit endgültig das Interesse an der Wirtschaft verloren. Die letzten Prüfungen waren auf Grund meines mangelnden Engagements auch nicht gerade gut ausgefallen. So beschloss ich denn, mein Hobby zum Studienfach zu machen. Ich begann, Islamwissenschaften zu studieren. Ein guter Abschluss im neuen Fach würde mir später mehr bringen, als ein schlechter in Wirtschaft. Notgedrungen willigte schließlich auch mein Vater in den Fachwechsel ein. Und plötzlich lief das Studium viel zügiger. Mir wurden einige Scheine aus der Wirtschaftszeit für mein Nebenfach Soziologie angerechnet. Und mein neues Fach machte mir viel Spaß. Es bot auch neuen Diskussionsstoff für Mohamed und mich. Er zeigte gleich Interesse am islamwissenschaftlichen Studium in Deutschland: „Ich kann mir ja mal anhören, was die euch hier so erzählen. Meinem Deutsch kann es ja nur nützen.“ Mir nützte sein Interesse sehr. Er half mir bei meinen Hausaufgaben in Arabisch und erklärte mir geschichtliche Zusammenhänge. Tatsächlich stellte sich heraus, dass Politik und Geschichte schon immer sein großes Hobby gewesen waren. Ich dagegen hatte mich nie sonderlich dafür interessiert. Selbst heute noch staunt Mohamed manchmal über die vielen Dinge, die ich nicht weiß.

In dieser Zeit schlug ich mich endgültig auf die Seite der Muslime. Ich begann, mich in der Universität mehr und mehr über die nicht-islamischen Dozenten und Professoren zu ärgern, die den Muslimen gegenüber einen eher spöttischen überheblichen Ton an den Tag legten. Trotzdem konnte ich mir beim besten Willen nicht vorstellen, jemals selbst Muslima zu werden. Was für arabische Männer gut ist, muss nicht auch für deutsche Frauen gut sein. Schließlich komme ich ja aus einer ganz anderen Welt, als die Araber, Türken und Iraner. Wie kann eine deutsche Frau als Muslima leben? Ich hatte zwar von solchen Frauen gehört, aber bisher noch keine getroffen. Das dachte ich wenigstens. Bis ich kurz vor den Semesterferien mehr oder weniger zufällig herausfand, dass eine meiner Mitstudentinnen aus dem Arabischkurs eine deutsche Muslima war. Es war kalt im Winter. Und jedes Mal, wenn sie den Seminarraum verließ, zog sie sich ihren Schal über den Kopf. Irgendwann fragte ich sie, ob das noch andere Gründe hätte, als nur die Kälte. Es hatte. Heide war Lehrerin, verheiratet mit einem Muslim aus den Libanon und hatte bei ihrem Übertritt zum Islam den Namen Khadidscha angenommen. Sie nahm im Rahmen eines Aufbaustudiums der Ausländerpädagogik an unserem Arabischkurs teil. Von ihr erfuhr ich, dass es in meiner Stadt eine deutschsprachige Gruppe islamischer Frauen gab. Kurz entschlossen nahm ich ihre Einladung an, sie einmal in diese Gruppe zu begleiten. Und von da an ging alles sehr schnell.

Als der verabredete Tag gekommen war, trafen Heide und ich uns in der Innenstadt. Sie nahm mich im Auto mit zum Treffen. Diesmal trug sie ein „richtiges“ Kopftuch, das sie elegant um den Kopf geschlungen hatte. Oberhalb der Stirn war es mit Perlen bestickt. Auch ich hatte ein Tuch in der Tasche. Ich war ein bisschen nervös. Wie würde man mich als „Nicht-Muslima“ empfangen? Was für Frauen würde ich dort treffen? Heide nahm mir meine Sorge. Gäste seien gern gesehen, und ein Kopftuch würde ich nun wirklich nicht brauchen. Heide war zwar auch noch neu im Islam, kannte sich aber bereits ausgezeichnet aus in den islamischen Kreisen in unserer Stadt. „Halbe Sachen“ waren nicht ihr Ding. So war sie bereits im Gespräch, eventuell an einer islamischen Schule zu unterrichten. Sie erklärte mir unterwegs, was mich beim Treffen erwarten würde. „Die Gruppe besteht aus etwa 30 Frauen deutscher und türkischer Herkunft. Sie treffen sich einmal in der Woche in den Räumlichkeiten eines türkisch-islamischen Vereins. Die Gruppenleiterin, Maryam, ist eine etwa fünfzigjährige deutsche Muslima, die lange Jahre mit ihrem Mann in der Türkei gelebt hat. Dort haben sich beide für den Islam engagiert. Maryam, mittlerweile verwitwet, setzt dieses Engagement in Deutschland fort. Sie hält regelmäßig Vorträge über den Islam und hat diese Gruppe ins Leben gerufen. Maryam selbst erzählt etwas über den Islam, danach setzen sich die Frauen, die noch Lust haben, gemütlich zusammen und unterhalten sich. Für Kaffee und Kuchen sorgen wir selbst.“ Heide hatte in dieser Woche einen Kuchen gebacken. Der war etwas spät fertig geworden, weshalb sie eilig war: „Maryam sieht es nicht gern, wenn man zu spät kommt.“ Um so ärgerlicher war es, als wir feststellen mussten, dass in der Nähe des Vereinshauses bereits die ganze Straße zugeparkt war. Heide fuhr kurz entschlossen in den Hof. Wir hatten Glück. Einer der wenigen Parkplätze in der Einfahrt wurde genau in diesem Moment frei und ein freundlicher, türkisch aussehender Herr winkte uns ein. Ich war fasziniert von dem Betrieb. „Alle gehen zum Treffen?“ Heide lachte: „Schön wär's.“ Natürlich gingen nicht alle zum Treffen. Heide erklärte mir, dass es hier am Wochenende immer so voll sei. Schließlich habe der türkische Verein auch eigene Veranstaltungen.

Das deutschsprachige Treffen fand in einem separaten Gebäudeteil statt. Schon als wir den Flur betraten,

wurden wir mit großem Hallo begrüßt: „Hallo, Khadidscha.“ „Wie geht es Dir?“ „Oh, hast Du wieder einen Deiner leckeren Kuchen mitgebracht?“ „Die anderen sind in der Küche.“ „Der Vortrag fängt gleich an.“ Frauen mit Kopftüchern und langen Kleidern liefen geschäftig hin und her. Und immer wieder ertönte der arabische Gruß: „Assalamo Alaikum“ - „Friede sei mit Euch.“ Auch ich wurde herzlich empfangen und auf beide Wangen geküsst. „Gäste“ waren tatsächlich gern gesehen. Die Frauen fanden es gut, dass sich jemand in die „Höhle des Löwen“ gewagt hatte, um einmal zu sehen, wie die Muslime wirklich sind. Diese Gruppe schien nicht nur ein Treffpunkt für deutschsprachige muslimische Frauen zu sein, sondern auch als Anlaufstelle für am Islam interessierte Deutsche zu fungieren. In diesem Sinne war ich genau am richtigen Platz.

Wir waren wirklich spät dran. Der Vortrag fing direkt an. Heide-Khadidscha brachte ihren Kuchen in die Küche. Dann betraten wir den Seminarraum. Der längliche, mit grauem Teppichboden ausgelegte Raum war nicht möbliert. Nur ein kleines Bücherregal stand an der Wand. Die Frauen bildeten einen Kreis auf dem Boden. Ihre Schuhe hatten sie draußen vor der Tür gelassen, wie es in Moscheen und selbst in muslimischen Privathäusern allgemein üblich ist. Maryam, die Gruppenleiterin, hatte mehrere Bücher vor sich auf dem Boden liegen. Sie war eine mollige Dame mit strahlend blauen Augen, die freundlich unter einem schlichten weißen Kopftuch hervor blickten. Sie sprach an diesem Tage über die Kontinuität der Geschichte, wie sie im Koran dokumentiert ist. Von den verschiedenen Propheten, die doch alle immer wieder die gleiche Botschaft brachten. Der Vortrag brachte für mich nicht viel Neues. Der Islam kennt die meisten Propheten des Alten und Neuen Testaments. Wenn auch die Geschichten nicht in allen Details übereinstimmen, so ist doch der Grundtenor stets der gleiche. Gott schickt seine Propheten, um die Menschen an seine Botschaft zu erinnern. Mehr als das Gesagte interessierten mich die Zuhörerinnen, die mehr oder weniger konzentriert dem Vortrag folgten. „Und ist es nicht erstaunlich, dass die Botschaft Gottes immer wieder von neuem in Vergessenheit geriet?“ Für einige der Frauen schien die vorgetragene Information wirklich neu zu sein. Ich staunte. Wussten die denn so wenig über ihre eigene Religion Bescheid? „Im Koran findet sich ein ganzes Kapitel, das die Geschichten der Propheten in einen Zusammenhang stellt. Wer weiß, von welchem Kapitel ich spreche?“ Es waren Frauen jeden Alters, viele Deutsche und einige türkische Mädchen, offensichtlich noch Schülerinnen, die miteinander tuschelten und ständig rein und raus liefen. Sehr zum Ärger von Maryam: „Wenn ihr nicht zuhören wollt, dann bleibt doch gleich draußen.“ Alle Frauen trugen Kopftücher. Die Tücher waren schwarz, weiß, bunt bedruckt, mit Spitzen besetzt, schlicht oder auch kunstvoll gebunden. Manche hatten sich das Tuch tief in die Stirn gezogen, andere zeigten Haar. „Immer, wenn es ihnen schlecht ging, wendeten sich die Menschen Gott zu, und später glaubten sie dann, ihn nicht mehr nötig zu haben.“ Es waren einige Kleinkinder mitgebracht worden. Eines hatte den Lichtschalter als Spielzeug entdeckt und wollte partout mit nichts anderem spielen. „Kann nicht mal jemand das Kind vom Lichtschalter wegholen?“ Unter Protestgeschrei des Kleinen brachte die Mutter ihn schließlich in die Küche, wo er sich über den Kuchen hermachte und so wenigstens eine Viertelstunde beschäftigt war. Als dann aber noch mehrere Anrufe für Teilnehmerinnen kamen und eines der türkischen Schulmädchen wissen wollte, wieviel Tassen Tee und wieviel Tassen Kaffee sie machen sollte, und ob wir denn noch lange brauchen würden, hatte Maryam endgültig genug. „Nächste Woche machen wir hier weiter. Es gibt Kaffee und Kuchen.“ So bekam ich endlich die Gelegenheit, mich mit einigen der Frauen zu unterhalten. Alle duzten sich untereinander. „Schließlich sind wir doch alle Schwestern!“ Auch ich wurde sofort in das persönliche „Du“ mit einbezogen. „Trinkst Du Kaffee oder Tee?“ - „Hier, nimm ein Stück Kuchen.“ - „Und, wie hat es Dir gefallen?“

Bald entwickelte sich ein lebhaftes Gespräch. Natürlich wollten alle wissen, wer ich sei, und wie ich zum Islam stünde. Maryam erzählte, wie lange es gedauert hatte, bis ihre Überzeugung für den Islam gewachsen war: „Die Entscheidung für den Islam habe ich aber nie bereut.“ Heide-Khadidscha dagegen hatte noch nicht soviel über den Islam gewusst, als sie ihn annahm. Aber: „Bis heute bin ich nur positiv überrascht worden.“ Was ihr besonders gefallen hatte, war die „gesunde islamische Lebensweise“. Verzicht auf Rauschmittel, das Gebet und das Fasten als körperliche, geistige und seelische Ertüchtigung, die hygienischen Vorschriften. All das erschien ihr als Sport- und Biologielehrerin äußerst sinnvoll. Maryam bestätigte, wie gut das regelmäßige Gebet ihrem Rücken getan habe. Und dann erzählte sie von ihrer Zeit in der Türkei und versuchte, mir die Geschichte der Türkei zu erläutern. Ein Thema, von dem ich bis heute nicht allzuviel verstehe. Damals war ich hoffnungslos überfordert. Ich lernte an diesem Tag noch viele Frauen kennen. Und alle erzählten mir, wie sie persönlich zum Islam gekommen waren. Hamida hatte nach ihrer Scheidung Freundschaft geschlossen mit einem türkischen Ehepaar und war darüber zum Islam gekommen. Ihre 15jährige Tochter Nina dagegen hatte ihre christliche Religion beibehalten, wenn auch nicht sonderlich aktiv. Sie begleitete ihre Mutter zu den Treffen. Fatima-Elisabeth, Mitte zwanzig und Lehramtsstudentin, hatte vor einigen Jahren während ihrer Semesterferien in einer Fabrik neben einer

deutschen Muslima gearbeitet. Sie stammte aus einer katholischen Familie, beide Elternteile Religionslehrer. Die waren gelinde gesagt schockiert von der Entscheidung ihrer Tochter für den Islam. In den vergangenen Jahren hatte sich der Schock gelegt und mit beiderseitigem guten Willen klappte das Zusammenleben ganz gut. Ihre Freundin Sabine dagegen, eine Krankenschwester, die über ihren Mann zum Islam gekommen war, war wegen des Kopftuchs von ihrem Vater des Hauses verwiesen worden. Es waren Mütter da, Hausfrauen, Schülerinnen, Studentinnen, eine Sekretärin, eine Zahntechnikerin. Es gab ledige, verheiratete und geschiedene Frauen. Ehemänner, sofern vorhanden, stammten aus der Türkei, dem Libanon, dem Jemen, Marokko und diversen anderen Ländern. Einige der Frauen hatten einen islamischen Namen angenommen, andere nicht. Gemeinsam war den Frauen nur eins. Ihre Religion, der Islam. Und der schien ihr ganzes Leben auszufüllen, ja ihr Lebensinhalt schlechthin zu sein. „Islam ist der Rahmen, in dem wir uns bewegen.“

Zwei Dinge lernte ich an diesem Tag. Zum einen stellte ich fest, dass der Rahmen, den der Islam vorgibt, nicht so eng ist, wie ich gedacht hatte. Es gibt keinen Einheitsmuslim. Ein Muslim ist einfach nur ein Mensch, der sich für Gott entschieden hat. Diese Frauen hatte sich für Gott und den Islam entschieden. Und doch waren sie sie selbst geblieben. Die Uniformität und Langeweile, die das Kopftuch immer auf mich ausgestrahlt hatte, löste sich in kölschem und schwäbischem Dialekt auf. Sie entpuppte sich bei näherem Hinsehen als ungeheure Vielfalt an Gedanken, Vorstellungen und Lebenswegen. Zum anderen wurde mir zum ersten Mal richtig bewusst, dass man niemals auslernt, auch nicht in Bezug auf eine Religion. Bisher hatte ich mir immer gesagt, um Muslim zu werden, müsse man erst alles über den Islam wissen, was es zu wissen gibt. Und davon war ich ja noch weit entfernt. Nun waren mir all diese Frauen begegnet, die so überzeugt zu ihrem Glauben standen, obwohl auch sie nicht „alles“ wussten, was es über den Islam zu wissen gibt. Entscheidend ist tatsächlich nicht nur das Wissen um eine Religion. Entscheidend ist der Glaube, die Zuversicht, dass die Botschaft, die der Prophet Muhammad seinerzeit auf der arabischen Halbinsel verkündete, wahrhaft und göttlich ist. Entscheidend ist letztendlich die Entscheidung selbst. Die Entscheidung für Gott oder gegen Gott, für den Islam oder gegen ihn. „Und wahrlich, Wir erschufen den Menschen, und Wir wissen, was er in seinem Innern hegt; und Wir sind ihm näher, als die Halsschlagader.“ (50:16)

Einige Wochen später traf ich meine persönliche Entscheidung: für Gott und für den Islam. Was mich nach 2 1/2 Jahren Beschäftigung mit dem Islam letztendlich zum Übertritt brachte, war die Überlegung: „Wenn ich jetzt sterbe und stehe vor Gott, wie kann ich ihm erklären, warum ich den Islam nicht angenommen habe?“ Als ich keine plausible Antwort mehr wusste auf diese Frage, zog ich die für mich einzige logische Konsequenz aus meiner gewachsenen Überzeugung. Ich bekannte: „Es gibt keinen Gott außer Gott, und Muhammad ist sein Prophet.“ Da der Islam keine Form der kirchlichen Organisation kennt, brauchte ich mich nirgendwo registrieren zu lassen. Mit dem Glaubensbekenntnis begann ich mein Leben als „Muslima“.

Das Kopftuch

„Ihr werdet bestimmt geprüft werden in eurem Besitz und Person. Und ihr werdet gewiss von denen, denen das Buch bereits vordem gegeben worden ist, und von denen, die Götzen anbeten, viel böses Gerede zu hören bekommen. Doch wenn ihr geduldig und gottesfürchtig seid, dann ist dies wahrlich ein Zeichen fester Entschlossenheit.“ (3:186)

Als ich am 10. März 1989 das Glaubensbekenntnis sprach, bedeutete das für mich den letzten Schritt eines langen Prozesses. 2 1/2 Jahre hatte es gedauert, bis meine Überzeugung soweit gewachsen war, dass ich den Islam als meine Religion bekannte. Ich war stolz darauf, mich endlich zu diesem Schritt durchgerungen zu haben. Die letzte Zeit war doch nur noch ein Hinausschieben gewesen, ein Scheuen der letzten Konsequenz aus einem gewachsenen Glauben.

Das Glaubensbekenntnis hatte ich noch allein in meinem Zimmer gesprochen. Schließlich ist die Annahme einer Religion etwas sehr persönliches, eine Sache zwischen Mensch und Gott. Das geht erstmal niemanden etwas an. Ich hatte am Abend geduscht, wie ich es in Büchern nachgelesen hatte. Eine rituelle Reinigung des Körpers sollte dem Übertritt selbst vorausgehen. Dann hatte ich das Glaubensbekenntnis auf Arabisch gesprochen: „La ilaha illa Allah, Muhammad al rassul Allah.“ „Es gibt keinen Gott außer Gott und Muhammad ist sein Prophet.“ Und anschließend betete ich in meinem Zimmer mein erstes „Pflichtgebet“, das Abendgebet. Im Unterschied zu meinen ersten Gebeten im Ramadan hatte ich mittlerweile kurze Koranpassagen für die Rezitation erlernt. Nun trat ich also zum ersten Mal Gott im Gebet als Muslima gegenüber. Ich richtete mich gegen Mekka aus, sprach die einleitenden Worte und begann zu rezitieren: „Im Namen Gottes, des sich Erbarmenden, des Barmherzigen. Preis sei Gott, dem Herrn der Welten, Dem sich Erbarmenden, dem Barmherzigen, Dem Herrscher am Tage des Gerichts. Dir allein dienen wir und Dich allein bitten wir um Beistand. Führe uns den geraden Weg, Den Weg derer, denen Du Gnade erwiesen hast, die nicht (Deinem) Zorn verfallen sind und die nicht irregehen.“ (1) Amen.

Jeder Muslim rezitiert diese Worte auf Arabisch, der Sprache des Koran, fünfmal täglich in seinem Gebet. Dieses Pflichtgebet, das auf der ganzen Welt nach den gleichen Regeln verrichtet wird, entspricht so wenig den westlichen Vorstellungen von Individualität. Und doch war und ist das Gebet für mich ein sehr persönliches Erlebnis, ein ganzheitlicher Gottesdienst im wahrsten Sinne des Wortes. Der Mensch betet mit Körper, Geist und Seele. Er verbeugt sich vor Gott und wirft sich vor ihm nieder. Er lobt Gott des Morgens und des Abends, rezitiert Koranverse und spricht auch in seinen eigenen Worten zu ihm. Ich hatte an diesem Abend viel zu sagen. Es wurde ein langes Gebet. Irgendwie war es tatsächlich ein neuer Anfang.

Der erste, der am nächsten Tag erfuhr, dass ich jetzt Muslima war, war Mohamed, mein ägyptischer Nachbar. Erst verstand er nicht richtig. Als er dann begriff, dass ich tatsächlich Muslim geworden war, war er hoch erfreut. Meine Mutter dagegen, die mich zufällig am gleichen Tag im Wohnheim anrief, war von der Neuigkeit merklich weniger erfreut, auch wenn mein Übertritt für sie nicht gänzlich unerwartet kam. Schließlich hatte ich nie ein Geheimnis daraus gemacht, dass ich mich für den Islam interessierte. Sie sagte mir: „Jeder muss selber wissen, was für ihn richtig ist. Ich hoffe nur, dass du da in nichts hineingeraten bist, aus dem du nicht wieder herauskommst.“

Dank Mohamed wussten bald auch alle anderen Araber im Wohnheim über meinen Übertritt Bescheid. Und alle fanden es gut. Und das wiederum tat mir gut. Die letzten Zweifel an der Richtigkeit meiner Entscheidung schwanden mit der Herzlichkeit meiner neuen „Geschwister“ dahin. Man sprach mich auf der Straße an, beglückwünschte mich zu meiner Entscheidung und hieß mich im Kreise der Muslime willkommen. Wenn auch zum Teil noch etwas ungläubiges Staunen in den Kommentaren mitschwang. Schließlich passiert es nicht jeden Tag, dass eine Deutsche den Islam annimmt. Man fragte mich: „Betest Du denn jetzt auch?“ Oder: „Hast Du denn schon mal im Koran gelesen?“ Aber auch: „Warum trägst Du denn kein Kopftuch?“

Das Kopftuch! Das war ja zu erwarten gewesen. Ich war tatsächlich Muslima. Ich betete auch regelmäßig fünf mal am Tag entsprechend dem islamischen Ritus, aß kein Schweinefleisch mehr und trank keinen Alkohol. Aber mit dem Kopftuch hatte ich so meine Probleme. Im Koran steht: „O Prophet! Sprich zu deinen Frauen und deinen Töchtern und zu den Frauen der Gläubigen, sie sollen ihre Übergewänder reichlich über sich ziehen. So ist es am ehesten gewährleistet, weil sie (dann) erkannt und nicht belästigt werden. Und Gott ist Allverzeihend, Barmherzig.“ (33:59) Und: „Sprich zu den gläubigen Männern, dass sie ihre Blicke zu Boden schlagen und ihre Keuschheit wahren sollen. Das ist reiner für sie. Wahrlich, Gott ist

dessen, was sie tun, recht wohl kundig. Und sprich zu den gläubigen Frauen, dass sie ihre Blicke zu Boden schlagen und ihre Keuschheit wahren und ihren Schmuck nicht zur Schau tragen sollen - bis auf das, was davon sichtbar sein darf, und dass sie ihre Tücher über ihre Kleidausschnitte ziehen.“ (24:30f.) Tatsächlich darf laut einer Überlieferung vom Propheten Muhammad im Beisein von Männern, die nicht direkte Familienangehörige sind, nicht mehr von der erwachsenen Frau zu sehen sein als ihr Gesicht und ihre Hände. Das stützt sich auf folgende Begebenheit: „Asma Bint Abi Bakr kam zum Gesandten Gottes, als sie durchsichtige Kleider trug. Da wandte der Gesandte Gottes sich ab von ihr und sagte: "Asma, wenn die Frau die Pubertät erreicht, schickt es sich nicht, dass (irgend etwas) von ihr zu sehen ist, außer diesem und diesem", und er zeigte auf sein Gesicht und seine Hände.“ Als direkte Familienangehörige gelten dabei nur die Männer, zu denen entsprechend des Islam ein absolutes Eheverbot besteht. Das sind vor allem direkte Blutsverwandte wie Vater, Großvater, Brüder, Söhne, Onkel aber auch einzelne andere Familienangehörige, wie z.B. Stiefsöhne und Schwiegerväter. Weite und die Körperformen verhüllende Kleidung fand ich akzeptabel, also lange Ärmel und lange Hose. Es war sowieso noch kalt draußen. Das Tragen eines Kopftuchs dagegen fand ich doch außerordentlich peinlich. Provoziert nicht gerade das Kopftuch in Deutschland Belästigungen? Man muss ja nicht jedem direkt auf die Nase binden, zu welcher Religion man gehört. Wichtig ist doch die innere Einstellung, nicht der äußere Schein. Was sollte so ein Stückchen Stoff schon für einen Unterschied machen in meiner neuen Beziehung zu Gott? Trotzdem blieb ein unangenehmer Beigeschmack zurück. Das Gefühl, doch noch nicht die letzte Konsequenz gezogen zu haben.

Das Problem des Kopftuchs wurde dann erst einmal vom Alltag verdrängt. Es waren Semesterferien und ich hatte, wie so viele Studenten, einen Ferienjob. In diesem Jahr arbeitete ich bei einem großen Rückversicherer. In der Mittagspause verrichtete ich mein Mittagsgebet in einer türkischen Hinterhofmoschee in der Nähe des Büros. Wieder bekam ich die Herzlichkeit zu spüren, mit der Muslime in die Gemeinschaft aufgenommen werden. Und zum ersten Mal nahm ich an einem Gebet in der Gemeinschaft teil. Reihen von Gläubigen, Schulter an Schulter, Fuß an Fuß, vereint in Andacht vor Gott. Es ist kein Wunder, dass im Islam das Gemeinschaftsgebet bevorzugt wird. Und es ist auch kein Wunder, dass dieses Gebet in jedem Fernsehbericht über die Muslime erscheint. Es wirkt wie ein Symbol für die Einheit und Stärke der islamischen Glaubensgemeinschaft. Wie sinnvoll ist es doch, dass die Muslime auf der ganzen Welt auf die gleiche Art und Weise und in der gleichen Sprache beten. Jeder Muslim ist in jeder Moschee gleich zu Hause.

Fast fand ich es schade, als die Ferien zu Ende gingen und ich wieder zur Uni musste. Aber andererseits hoffte ich auch, meinen Bekanntenkreis unter den muslimischen Studenten erweitern zu können. Schließlich war ich jetzt ja auch Muslima. Nun, ich war wohl die einzige, die diese Veränderung wahrnahm. Für die anderen war ich noch die gleiche. Und ebenso wenig, wie ich als praktizierende Muslima zu erkennen war, so wenig konnte ich auch andere praktizierende Muslime ausmachen. Orientalen gab es zwar viele, aber ob die ihre Religion ernst nahmen, konnte man ihnen auch nicht ansehen. Sollte ich einfach auf jemanden zugehen und fragen: „Bist Du ein praktizierender Muslim?“

So beschloss ich denn, erstmal wieder zum Frauentreffen zu gehen. Und da tauchte das Problem des fehlenden Kopftuchs von Neuem auf. Ich entschloss mich, dieses Mal Kopftuch zu tragen. Ich vergab mir ja nichts dabei, mich einmal an die Umgebung anzupassen. So wurde dort meine „Veränderung“ denn auch sofort bemerkt: „Wie, Du bist Muslima geworden? Das ging aber schnell.“ - „Und schon mit Kopftuch?“ Tja, eigentlich nicht, nur ausnahmsweise ... Das tat der allgemeinen Freude keinen Abbruch: „Ach, das ist auch am Anfang noch gar nicht so wichtig. Lass Dich bloß von niemandem drängen.“ Das fand ich auch ..., bis mir richtig bewusst wurde, was ich da soeben gehört hatte. Was heißt „am Anfang noch nicht“? So selbstverständlich war das für mich gar nicht, dass ich jemals Kopftuch tragen würde. Nach dem Vortrag bei Kaffee und Kuchen kam es dann erneut zur Sprache, das leidige Stückchen Stoff. Heide-Khadidscha erklärte mir den Sinn der Bedeckung der Frau aus ihrer Sicht: „Die Bedeckung der Frau ist ein Schutz der Frau und der Gesellschaft. Tatsächlich ist es in der deutschen Gesellschaft so, dass gerade Frauen einen Großteil ihres Selbstbewusstseins über ihren Körper aufbauen. Schönheitsidealen, wie z.B. Models, wird nachgeeifert mit Diäten, komplizierten Frisuren, die Stunden vor dem Spiegel erfordern und der neuesten Mode. Mode, die natürlich alle Schönheiten des weiblichen Körpers hervorheben soll. Aber wer kann das Ideal schon erreichen? Es ist so schade, dass gerade junge Mädchen diesem psychischen Druck oft nicht standhalten können. Krankheiten wie Magersucht und Bulimie sind immer häufiger in den westlichen Gesellschaften. Trägt nun eine Frau islamische Kleidung, so ist sie nicht mehr dem abschätzenden Blick eines jeden Passanten auf der Straße ausgesetzt, oder dem Vergleich mit den strahlenden Schönheiten der Reklamewelt, die von den allgegenwärtigen Plakatwänden herunter lächeln.“

Doch die islamische Bekleidung der Frau schützt nicht nur die Würde und Psyche der Frau, sondern auch

den Zusammenhalt der Gesellschaft. Leider nehmen die Werte „Ehe“ und „Familie“ in der westlichen Welt keinen hohen Stellenwert mehr ein. Sieh dir doch unsere Gesellschaft in Deutschland an. Die hohen Scheidungsraten beispielsweise. Was meinst Du, wieviele Kinder allein erziehender Eltern ich in der Klasse hatte? Und Scheidungsgrund ist immer noch häufig eine dritte Person. Was eigentlich kein Wunder ist. Der berufstätige Mann ist tagtäglich auf der Arbeitsstelle von Frauen im „Ausgeh-Look“ umgeben, adrett gekleidet, nett frisiert und dezent geschminkt. Seine Frau dagegen begrüßt ihn, um es mal übertrieben darzustellen, zu Hause im alten Jogginganzug mit Lockenwicklern im Haar. Zu Hause trägt man bequem. Im Islam ist das alles ganz anders. „Schön“ ist eine Muslima zu Hause, zusammen mit ihrem Mann. Draußen dagegen hat sie es nicht nötig, mit ihren körperlichen Reizen zu kokettieren.

Durch den Wegfall des ständigen Vergleichs mit anderen Frauen, nimmt auch das häufig zu beobachtende Konkurrenzverhalten zwischen Frauen ab. Also alles in allem eine sehr sinnvolle Einrichtung, die islamische Bekleidung.“ Ich war platt. So hatte ich das noch nie gesehen. Meine erste Reaktion auf diesen Vortrag war nahe liegend. Ich fragte Heide: „Und warum trägst Du dann kein Kopftuch?“ „Ich bemühe mich ja. Im Winter habe ich draußen immer einen Schal über den Kopf gezogen, das weißt Du doch. Aber es ist nicht so einfach. Ehrlich gesagt fehlt mir noch der Mut. Was würden wohl die Nachbarn sagen? Und erst meine Familie?“

Ich wendete mich an die Kopftuchträgerinnen. „Wie läuft das denn bei euch? Werdet ihr diskriminiert?“ Nadja, die Tochter von Maryam, der Gruppenleiterin, antwortete mir als erste: „So schlimm ist es nicht, aber manchmal passieren halt schon unangenehme Dinge. Ich studiere Medizin. An meinem ersten Unitag stand ich etwas verloren im Flur und versuchte, mich zu orientieren. Dort sprach mich ein Herr an und sagte: 'Du, Wischlappen und Putzeimer da hinten.' Wie sich später herausstellte, war das mein Anatomieprofessor.“ Fatima-Elisabeth, die deutsche Lehramtsstudentin, erzählte: „Und als ich einmal auf einer Geschäftsstraße einparkte, sagte ein älterer Herr auf der Straße zu seiner Frau: ‚Guck mal, jetzt geben sie den Türken auch schon einen Führerschein‘“. Gülsen, eine türkische Jurastudentin, schilderte einen Amtsbesuch: „Und als die Dame mir das Formular gab, hatte sie schon den Beruf für mich eingetragen: Arbeiterin.“ Nadja kommentierte bitter: „Das liegt daran, dass die Leute denken, Kopftuch auf dem Kopf ist gleich Brett vorm Kopf.“ Rukaya, eine deutsche Bürokauffrau, sagte: „Aber mal im Ernst. Eigentlich ist es doch genauso, wie Khadidscha sagt. In der modernen, aufgeklärten Gesellschaft zählt nur noch das, was man sieht. Was dahinter steht, nimmt man nicht wahr. Bildung oder Charakter sind zweitrangig. Und das sollte im Islam anders sein. Die Frau sollte als Persönlichkeit wahrgenommen werden.“ Es erstaunte mich, dass diese Frauen trotz ihrer doch eher negativen Erfahrungen so überzeugt zu dem Kopftuch standen. Ich konnte mir das einfach nicht erklären. So trat ich dann den Rückzug an: „Im Moment kommt ein Kopftuch für mich sowieso nicht in Frage. Ich wohne im Studentenwohnheim. Dort müsste ich ja sogar meinen Kopf bedecken, um in die gemeinsame Küche zu gehen, oder ins Bad.“ Allgemeines Gelächter brach aus. „Und ich“, schmunzelte Aysche, Hausfrau und Mutter, „trage Kopftuch, wenn ich auf meinem Balkon die Blumen gieße.“ Auch Sabine, die Krankenschwester, deren Vater ihr das Haus verboten hatte, meinte: „Als Studentin dürftest Du doch eigentlich keine Probleme haben. Du lebst doch allein und niemand redet dir rein. Im Elternhaus ist das viel schwieriger. Oder auch im Beruf.“

Mir wurde die Diskussion langsam aber sicher unangenehm. So war ich ganz froh, als ein anderes Thema aufkam. Aysche fragte: „Findet eigentlich Ahmed's Seminar wieder statt?“ Rukaya antwortete: „Ja. Diese Woche fängt es wieder an. Möchtest Du nicht auch kommen, Anja? Aber ich muss dich warnen. Es ist hochwissenschaftlich.“ Ich erfuhr, dass Ahmed ein deutscher Muslim war, Student der Islamwissenschaften, genau wie ich, aber im fortgeschrittenen Semester. Er leitete ein Seminar zu theologisch-wissenschaftlichen Themen. Ich war neugierig, was er so erzählen würde. Für die Uni würde es mir vielleicht etwas nützen. So ließ ich mir den genauen Termin geben.

Pünktlich zur festgesetzten Zeit fand ich mich im Seminarraum des Vereinshauses ein. Anlässlich des Seminars hatte ich mir wieder ein Kopftuch umgebunden. Obwohl ich bei weitem noch nicht von dessen Nutzen überzeugt war. Hier im Seminar war das etwas anderes. Die Frauen, etwa 20 an der Zahl, trugen alle ein Kopftuch. Auch aus Rücksicht auf den Herrn Studenten, der uns unterweisen sollte. Wir setzten uns U-förmig auf den Boden, und der Seminarleiter, angekündigt als „unser Bruder Ahmed“ betrat den Raum. Das war er also. Ein deutscher Muslim, etwa Mitte 20. Er ließ sich einen rötlichen Vollbart stehen und trug weite Hosen, Sweatshirt und auf dem Kopf eine kleine gehäkelte Kappe. Diese Kappe hatte er, wie ich später erfuhr, ständig auf. Das Gerücht ging um, der Grund dafür sei Solidarität mit den kopftuchtragenden „Schwestern“, die schon allein aufgrund ihres Aussehens als Muslime zu erkennen sind. Er ließ sich etwas oberhalb der Öffnung des U's nieder. Erstaunlicherweise nicht, wie ich erwartet hatte, mit Blickrichtung zu uns, den Zuhörerinnen, sondern den Blick auf die seitliche Wand gerichtet. Als würde das

nicht genügen, stellte er auch noch seinen Aktenkoffer zwischen sich und uns auf. Eine konsequente Befolgung des Koranverses: „Sprich zu den gläubigen Männern, dass sie ihre Blicke zu Boden schlagen und ihre Keuschheit wahren sollen. Das ist reiner für sie.“ (24:30) Für mich war es vor allem ungewohnt. Gilt es nicht in Deutschland sogar als unhöflich, wenn man seinen Gesprächspartner nicht direkt ansieht? Das konnte ja heiter werden. Tatsächlich wurde der Vortrag alles andere als heiter. Dieser junge Mann hatte sich ein ganz erstaunliches Wissen angeeignet. Es schien, als könne er ganze wissenschaftliche Werke aus dem Gedächtnis reproduzieren. An diesem Tag referierte er über Hadith-Wissenschaften. Ein Hadith, das ist ein Bericht von dem, was der Prophet gesagt, getan oder geduldet hat. Und das wiederum ist wichtig für den Muslim, da das Vorbild des Propheten, die „Sunna“ des Propheten, als nachahmenswert gilt. Die Hadith-Wissenschaft ist eigentlich eine Hadith-Kritik. Sie beschäftigt sich historisch-kritisch mit der Authentizität der Hadithe. Jedes Hadith besteht aus dem Text und einer Kette von Überlieferern: „Sowieso hörte von sowieso hörte von sowieso ..., dass der Prophet Muhammad, Friede sei mit ihm, gesagt hat: ...“. Ein Hadith-Wissenschaftler beurteilt die Glaubwürdigkeit der einzelnen Überlieferer anhand von verschiedenen Kriterien, wie Lebensgeschichte, Ruf, Gedächtnisleistungen und ähnlichem. Der Text selbst wird unter anderem auf zeitgemäßen Sprachgebrauch hin untersucht. Buchari beispielsweise, einer der bedeutendsten Hadithsammler der islamischen Geschichte, sammelte auf seinen Reisen im 9. Jhd. n. Chr. mehr als 600.000 Berichte. Nach eingehender Überprüfung nahm er nur 7400 davon in seine berühmte Hadithsammlung auf. „Sahih al-Buchari“ ist bis heute eines der Hauptwerke, auf das sich die islamische Theologie und Rechtslehre stützt. „Sahih“ (gesund) ist das arabische Fachwort für ein Hadith, dessen Authentizität als gesichert gilt. Zu jeder Kategorie von Hadithen sowie zu jedem Kriterium der Beurteilung gibt es natürlich andere arabische Fachworte. Ahmed hatte uns alles auf Handzetteln vorbereitet. Desweiteren hatte Ahmed natürlich geschichtliche Beispiele für die Anwendung der Kriterien bereit und erzählte uns die Kurzbiographie einiger bekannter Hadith-Überlieferer. Dann erwartete uns eine „Prüfung“. „Ich möchte ja auch sehen, ob ihr etwas dabei lernt“, schmunzelte er.

Offensichtlich hatte nicht nur mich als Anfängerin die Fülle an Information erschlagen. So entstand aus der „Prüfung“ bald eine Fragestunde über das Gehörte, die aber binnen kurzem vom eigentlichen Thema abschweifte und breiter wurde. Denn einige Zuhörerinnen nutzten die Chance und meldeten sich: „Das passt zwar nicht zum Thema, aber was ich schon immer mal fragen wollte...“ Die Fragen kamen aus dem Alltag: „Wenn ich am Schwimmen für muslimische Frauen teilnehme, was sollte ich im Schwimmbad anziehen?“ - „Darf ich Medikamente benutzen, die Alkohol enthalten?“ - „Und wie ist das mit Parfum?“ Dies waren Themen, die alle betrafen. So entwickelte sich schnell eine lebhaft Diskussionsrunde: Über die adäquate Schwimmbekleidung, die Frauen vor anderen Frauen tragen sollten. Islamisch muss sie den Körper nur vom Nabel (!) bis zum Knie bedecken. Aber wer geht schon oben ohne ins Schwimmbad? Und über die Möglichkeit, notwendige flüssige Medikamente, die Alkohol enthalten, eventuell durch Kapseln oder Tabletten zu ersetzen. Sollte es keine entsprechenden Alternativen geben, ist die Einnahme der Medikamente selbstverständlich gestattet. Und auch das Alkoholverbot im Zusammenhang mit Parfum wurde diskutiert. Originalton Ahmed: „Ja, wollt ihr das denn trinken?“ Ahmed schien eine schier unerschöpfliche Informationsquelle zu sein. Wenn er auch ab und zu ein verzweifertes: „Schwestern, lasst uns doch mal wieder zum Thema kommen“, hören ließ, beantwortete er doch bereitwillig jede Frage. Alles in allem hinterließ dieses Seminar einen großen Eindruck auf mich. Nicht zuletzt wegen des Referenten, den ich schon bald wieder sehen sollte.

In der Zwischenzeit hatte an der Uni der Vorlesungsalltag begonnen. Und immer noch wusste außer Heide kaum jemand in meiner Umgebung, dass ich jetzt Muslima war. Das sollte sich jedoch bald ändern. Claudia, meine Studienfreundin, hatte meinen Übertritt eher kommentarlos zur Kenntnis genommen. Zwar selbst fromme Christin war sie jedoch tolerant genug, andere Überzeugungen neben sich stehen zu lassen. Wir besuchten in diesem Semester zusammen einen Kalligraphiekurs. Der Dozent war Künstler. Einige seiner arabischen Kalligraphien waren schon auf Ausstellungen gezeigt worden. Er versuchte, uns nicht nur den richtigen Schwung beizubringen, mit dem man die Schriftzeichen aufs Papier bringt, sondern auch, wie man den Raum aufteilt, so dass die Kalligraphie eine ästhetische Einheit bildet. In der ersten Sitzung hatte er uns eigenhändig Bambus-Schreibrohre geschnitzt. Den dazu erforderlichen Bambus hatte man ihm im Zoo überlassen. Und in der zweiten Woche ging es dann richtig los. Claudia und ich hatten unsere Tinte vor uns und probierten den richtigen Schwung aus. Zu Anfang malten wir nur einfache Buchstaben. Aber es machte viel Spaß. Plötzlich ging die Tür auf. Ahmed betrat den Raum. Er sprach ein paar Worte mit dem Dozenten und kam dann gucken, was wir so malten. Ahmed kannte sich offensichtlich auch in Fragen der Kalligraphie ausgezeichnet aus. Claudia bat ihn an unseren Tisch, um ihr doch noch einmal zu zeigen, wie man das Rohr richtig dreht. Er erklärte sich auch gleich bereit, uns zu helfen, zog sich einen Stuhl heran und öffnete ein Etui, in dem er etwa fünf verschiedene Bambusschreibrohre in verschie-

denen Stärken mitgebracht hatte. Er erzählte uns, dass auch er seine Rohre selbst herstelle. Zu Hause hatte er noch mehr davon. Diese Größen waren jedoch das absolute „Muss“. Dann fragte er, ob er unsere Tinte benutzen dürfe, und begann, uns einiges zu zeigen. Irgendwann einmal sprach er mich an: „Claudia kenne ich ja schon. Aber dich habe ich noch nicht kennen gelernt. Wie heißt denn Du?“ Er hatte mich ohne Kopftuch nicht wieder erkannt. Ich stellte mich vor und erwiderte: „Aber ich kenne Dich. Ich war bei Dir im Seminar im türkischen Zentrum.“ „Wie? Du meinst, Du bist Muslima?“ Sein Stuhl flog etwa einen Meter weit zurück. Mir verschlug es erst mal die Sprache. Er dagegen hatte seine recht schnell wieder: „Wer soll so etwas denn ahnen. Du trägst ja gar kein Kopftuch.“ Ich entgegnete, ich sei gerade erst konvertiert. Ahmed fand das schön, aber: „Eine Muslima ohne Kopftuch ist natürlich nicht so viel wert, wie eine Muslima mit Kopftuch.“ Langsam stieg die Wut in mir hoch. Was für eine Anmaßung. Und ich dachte, gerade die Muslime urteilten nicht nach dem äußeren Schein. Nach der Unterrichtsstunde lief mir Mohamed, mein ägyptischer Nachbar, mit einem seiner Freunde über den Weg. Noch immer sehr aufgebracht erzählte ich, was mir im Kalligraphie-Kurs geschehen war. Erstmal kam kein Kommentar. Dann meinte der eine: „Naja, so direkt hätte er es Dir ja nicht sagen müssen.“ Ich explodierte: „Das soll wohl im Klartext heißen, er hat recht?“ An diesem Tag sagte ich noch so einiges über muslimische Männer, was ich hier nicht wiedergeben kann und möchte. Die Herren schwiegen. Die arabische Kultur lehrt, dass in solchen Fällen Schweigen angebrachter ist als Streiten. Mit der Zeit ließ mein Ärger nach. Ich nahm dieses Erlebnis als meine erste Begegnung mit muslimischem Chauvinismus hin. Und ich nahm mir fest vor, mir auch in meiner neuen Religion von Männern nichts vorschreiben zu lassen.

Am nächsten Tag an der Uni hatte ich etwas Zeit zwischen zwei Kursen und unterhielt mich im Flur des Instituts mit Claudia und Nurten. Nurten war ein türkisches Mädchen aus unserem Arabisch-Kurs. Heide war befreundet mit ihr. Ein weiteres Mädchen gesellte sich zu uns. Sie studierte auch Islamwissenschaften, aber an der Universität in Hamburg. Jetzt gerade wartete sie auf unseren Institutsleiter, um mit ihm einen möglichen Wechsel an unsere Uni zu besprechen. Karolin, so hieß sie, hatte uns gesehen und nutzte die Chance, uns zu fragen, wie das Studium denn hier so sei. Wir erzählten von den Seminaren, den Professoren und Dozenten. Claudia und Nurten verabschiedeten sich schließlich, um in die Bibliothek zu gehen. Und ich fragte nun Karolin, wie das Studium denn in Hamburg wäre. Während sie erzählte, betrat Ahmed den Flur, wie immer an Hand des Mützens ohne Schwierigkeiten als Muslim erkennbar.

Als Karolin ihn bemerkte, wendete sie sich mir zu und flüsterte mit Kopfbewegung in Ahmeds Richtung: „Habt ihr hier auch diese furchtbaren Konvertiten? Wir haben in Hamburg nur Scherereien mit denen.“ Trotz meines Ärgers vom Vortag verspürte ich nun plötzlich einen Anflug von Solidarität mit Ahmed. „Ich bin auch eine von den ‚furchtbaren Konvertiten‘ an unserer Uni.“ Überrascht guckte Karolin mich an: „Wie? Ich meine diese Deutschen, die Muslim werden. Die mit ihrem furchtbar frommen Getue.“ „Ich habe dich schon verstanden. Ich habe auch den Islam angenommen.“ In diesem Moment öffnete sich die Tür vor uns und der Institutsleiter, auf den sie die ganze Zeit gewartet hatte, trat in den Flur. Mit einem hochmütigen Seitenblick auf mich und ohne Gruß ließ sie mich stehen, um mit dem Institutsleiter zu sprechen.

In diesem Semester besuchte ich zum ersten Mal eine islamwissenschaftliche Vorlesung bei Herrn Professor Falaturi, einem Iraner und Muslim. Er war überhaupt der einzige praktizierende Muslim, der zum Lehrkörper des Instituts zählte. Und das wohl auch nur, weil er schon vor so vielen Jahren eingestellt worden war. Eigentlich hatte er Philosophie studiert. In den langen Jahren als Professor für Islamwissenschaft hatte er sich jedoch international eine ausgezeichnete Reputation erworben. Er war beseelt vom Traum der Toleranz und des friedlichen Nebeneinander der Religionen. In seinen Vorlesungen beschäftigte er sich entweder mit interreligiösem Dialog oder mit dem Islam in seinen kulturellen Ausprägungen in der ganzen Welt. Dazu waren immer etliche Gastreferenten geladen, Professoren und Professorinnen verschiedenster Fachrichtungen und Nationalitäten sowie Theologen verschiedenster Konfessionen und Religionen. Das Interesse an den einzelnen Vorträgen war entsprechend groß. Es kamen viele Zuhörer von außerhalb des Fachbereichs, ja sogar von außerhalb der Universität, Journalisten, Pastoren, und auch Muslime, die sich weiterbilden wollten. Ich saß neben Denise, einer Studentin aus meinem Arabischkurs. Auch einige meiner neuen muslimischen „Schwestern“ aus der Frauengruppe waren da. Heide, Sabine und auch Maryam, die durch ihr Alter auffiel unter all den Studenten. Und natürlich war auch Ahmed da, der ja Islamwissenschaften studierte, so wie ich. Unmittelbar zum Vorlesungsende stand Maryam auf und verließ den Hörsaal. Denise maß sie mit einem abfälligen Blick. Sie sagte zu mir: „weißt du eigentlich, dass das eine Deutsche ist? Dafür habe ich kein Verständnis, dass eine klar denkende Frau so etwas macht.“ „Was denn?“ fragte ich. „Na, den Islam annehmen.“, kam prompt die Antwort. „Jeder weiß doch, wie frauenfeindlich diese Religion ist.“ Und wieder bekannte ich mich zum Islam: „Ich kann das schon verstehen. Ich bin auch Muslima geworden.“ „Duuuu ...?“ Und dann kam eine für mich völlig über-

raschende Reaktion. „Und warum trägst Du dann kein Kopftuch? Du stehst ja nicht mal zu deinem Glauben. Du bist nicht konsequent. So finde ich das nicht richtig.“ Diese Kritik von unerwarteter Seite traf mich. Wieder dachte ich über das Kopftuch nach. Dank der Erfahrungen der vergangenen Woche begann ich, für mich einen Sinn im Tragen des Kopftuches zu entdecken. Den Sinn, der schon im Koran festgehalten wurde: „... weil sie (dann) erkannt und nicht belästigt werden.“ (33:59) „Erkannt“, das war es, was ich bisher immer überlesen hatte. Denise hatte recht. Ich war nicht konsequent. Ich war Muslima, aber ich wollte die Konsequenzen nicht tragen. Ich wollte so scheinen, wie die anderen. Aber ich war nicht mehr wie die anderen. Plötzlich wollte ich meinen Glauben nicht mehr verstecken. Ich wollte mich offen zum Islam bekennen. Ahmed hatte recht gehabt. Eine Muslima ohne Kopftuch ist nicht so viel wert für den Islam wie eine Muslima mit Kopftuch. Denn die Muslima, die nicht als solche erkannt wird, entzieht sich ihrer Verantwortung in der Gesellschaft. Sie tritt nicht voll und ganz für ihre Religion ein. Ganz zu schweigen davon, dass sie das Kopftuch-Gebot des Islam einfach unter den Tisch kehrt. „Und es ziemt sich nicht für einen gläubigen Mann oder eine gläubige Frau, dass sie in ihrer Angelegenheit eine Wahl haben sollten, wenn Gott und sein Gesandter eine Angelegenheit beschlossen haben. Und der, der Gott und seinem Gesandten nicht gehorcht, geht wahrlich in offenkundigem Irrtum irre.“ (33:36)

Als gläubige Menschen vertrauen wir auf Gottes Weisheit. Nehmen Sie zum Beispiel das Schweinefleisch-Verbot. Lange Zeit vertrat die westliche Wissenschaft die Auffassung, dieses Verbot hänge mit dem Trichinengehalt des Schweinefleisches zusammen. Besonders in den klimatischen Bedingungen des Orients sei der Verzehr bedenklich gewesen. Aber im heutigen Europa sei ein solches Verbot gegenstandslos. Bis dann Wissenschaftler begannen, im Schweinefleisch andere gesundheitsschädigende Substanzen auszumachen. Und wer weiß, was in der Zukunft noch alles herausgefunden wird. Heute verschwindet Schweinefleisch auch im Westen mehr und mehr vom Speiseplan. Eine späte Einsicht, bedenkt man, dass das erste uns bekannte göttliche Verbot des Schweinefleischverzehr schon auf Moses und das jüdische Gesetz zurückgeht. Das gleiche gilt übrigens für die Beschneidung der Männer, die auch im Islam dringend empfohlen ist. Moderne Medizin würdigt immer wieder die positiven Effekte einer Beschneidung. Wussten sie beispielsweise, dass das Risiko, an bestimmten Arten des Krebs zu erkranken, sowohl für den beschnittenen Mann selbst als auch für seine Sexualpartnerin geringer ist, als für unbeschnittene Männer und deren Partnerinnen? Die Gebote Gottes sind grundsätzlich erklärbar, auch wenn wir noch Zeit brauchen, ihren tieferen Sinn zu verstehen. Tatsächlich stellen Gottes Gebote in diesem Sinne eine große Herausforderung für die Wissenschaft dar. Das gilt sowohl für die Wissenschaftler, die die Gebote wissenschaftlich untermauern wollen, als auch für die, die nach Widersprüchen zwischen koranischen Aussagen und modernen wissenschaftlichen Erkenntnissen suchen. Bis heute sind noch keine solchen Widersprüche festgestellt worden. Was also spricht solange gegen Gottvertrauen?

So blieb mir wiederum nur eine logische Konsequenz: ich vertraute auf Gottes Weisheit und begann, sechs Wochen nach meiner Entscheidung für den Islam, entsprechend dem islamischen Gebot, Kopftuch zu tragen. Laut meinem Bruder das Schlimmste, was je in unserer Familie passiert ist.

Schlimm. Das war das Kopftuch für meine Familie tatsächlich. Der Übertritt zum Islam war ein unauffälliger Makel gewesen. Aber ein Kopftuch lässt sich nicht mehr so leicht verstecken. Einzig mein Vater stand von Anfang an voll und ganz zu seinem langjährigen Leitsatz: „Was die Leute reden, interessiert mich nicht.“ Meine Oma erfuhr überhaupt erst anlässlich des Kopftuchs von meinem Übertritt zum Islam. Vor meinem ersten Besuch in islamischer Kleidung rief ich sie vormittags an, um sie auf mein verändertes Aussehen vorzubereiten. Ich erzählte ihr die Neuigkeit von meinem Übertritt zum Islam. Daraufhin begann meine Oma, am Telefon zu weinen. Sie schluchzte: „Jetzt kommst Du in die Hölle!“ und legte dann den Hörer auf. Bis zu meinem Besuch am Nachmittag hatte sie sich allerdings schon wieder gefangen. Unverzüglich begann sie die erste von zahllosen Diskussionen über den Islam und das Christentum. Sie ging den Kampf an.

Meine Mutter, die ehemals die Freikirche verlassen hatte, weil ihr dort alles zu eng war, hatte die größten Schwierigkeiten, mit meinem neuen Lebenswandel umzugehen: „Wie kann man sich nur eine Religion aussuchen, die die persönliche Freiheit so massiv einschränkt?“ Das Kopftuch war sozusagen noch die bittere Pille, die diesen Erziehungsfehler für jeden sichtbar machte. Trotzdem ließ sie mich gewähren: „Mach du nur, was du für richtig hältst. Damit fertig zu werden, ist einzig und allein dein Problem, nicht meines.“

In meiner sonstigen Verwandtschaft kursierte, wie ich von meiner Oma erfuhr, bald das Gerücht, das mit dem Kopftuch sei nur eine Phase, die sicher bald vorübergehen würde. So wurde es denn totgeschwiegen. Man behandelte mich völlig normal, so als ob nichts wäre. Und ich danke Gott dafür, dass das bis heute so geblieben ist. Obwohl die „Phase“ nun schon acht Jahre andauert und noch immer kein Ende abzusehen

ist.

Mit dem Kopftuch wurde meine Religion nun wirklich für jeden erkennbar. Und wiederum war ich, wie schon bei meiner Annahme des Islam, sehr stolz, den Mut zu diesem Schritt gefunden zu haben. Ich glaubte, auf dem besten Wege zu sein, meine Religion zu vervollkommen. Heute erstaunt mich, wie beschränkt auch meine Sicht vom Islam damals noch war. Was es wirklich bedeutet, Muslim zu sein, sollte ich erst viel später begreifen. Ich empfand zu dieser Zeit jedoch nicht nur Stolz, sondern war auch noch sehr aufgeregt. Als ich den Entschluss fasste, das Kopftuch anzulegen, führte ich noch am selben Abend ein langes Telefongespräch mit Heide. Ich erzählte ihr von meiner Absicht, am nächsten Tag mit Kopftuch zur Uni zu gehen. Spontan beschloss sie, die Chance zu nutzen: aus eins mach zwei. Wir wollten zusammen mit Kopftuch auftreten. Mir war es um so lieber. Erfüllt von neuem Selbstbewusstsein legte ich am nächsten Tag mein Kopftuch an. Zu Beginn war meine islamische Garderobe noch etwas abenteuerlich. Jeanshose, lange Bluse und dazu ein perlenbesticktes Kopftuch, Reisemitbringsel vom Ägyptenurlaub, knapp gebunden. Woher soll man schließlich so schnell eine völlig neue Garderobe bekommen? Trotzdem hatte ich am Morgen länger als eine halbe Stunde vor dem Spiegel verbracht. Irgendwie gefiel mir mein Spiegelbild noch nicht so recht. Ich band das Tuch mal so, mal anders. Ich zupfte hier noch einmal und ließ dort noch einmal ein paar Haare verschwinden. Doch irgendwie sah das Kopftuch immer noch schief aus. Zwischendurch hatte ich es fast aufgegeben. Aber irgendwann hatte ich dann keine Zeit mehr gehabt. Da blieb das Kopftuch so, wie es gerade war, und ich verließ das Haus. Schon in der Bahn erlebte ich die erste Reaktion. Eine junge Frau musterte mich eingehend und wendete sich dann ihrer Begleiterin zu: „Hast Du eigentlich gestern im Ersten den Bericht über die Türken gesehen? Schrecklich, wie es da in den Familien zugeht.“ An der Uni dagegen ging es überraschend gut. Heide war zwar nicht da, aber Denise, das Mädchen, die in der Vorlesung neben mir gesessen hatte. Sie strahlte mich an: „Das finde ich gut!“ Auch in der geographischen Fakultät besuchte ich ein Seminar. Heidrun, das Mädchen, mit der ich zusammen mein Referat schreiben musste, fragte mich ganz erschrocken, was denn mit mir passiert wäre. Die Neuigkeit, dass ich den Islam angenommen hatte, nahm sie eher gelassen auf. „Ach so. Und ich dachte schon, du hättest etwas an den Ohren.“ Am nächsten Morgen brauchte ich schon nicht mehr so lange, um das Tuch zu binden. Langsam gewöhnte ich mich an das Kopftuch. Zwei oder dreimal vergaß ich, es anzuziehen, als ich im Studentenwohnheim auf den Flur ging. Aber das war auch nicht weiter schlimm. Alles in allem hatte ich kaum Probleme damit. Und auch die Umwelt schien gar nicht so feindlich zu sein, wie ich erwartet hatte. Überall stieß ich auf Interesse an meiner neuen Religion. Ich beantwortete Fragen und diskutierte meinen Glauben mit Passanten auf der Straße, meinen Sitznachbarn in der Straßenbahn oder im Wartezimmer meines Arztes.

Was ich damals noch nicht wusste, ist, dass sich das eigentliche Problem mit dem Kopftuch erst allmählich in den Köpfen der Kopftuch-Trägerinnen entwickelt. Wenn die erste Zeit vorbei ist, in der das Kopftuch noch neu und aufregend ist, wenn es schon lange zum Alltag gehört, aber die Kommentare nicht aufhören. In der Bahn, auf der Straße, beim Einkaufen, auf dem Amt. Egal wo man ist. Egal wer einem begegnet. Immer wieder wird man auf das Kopftuch hin angesprochen. Und immer wieder hört man die gleichen Fragen und gibt die gleichen Antworten. Manche Mitmenschen zeigen eine eher harmlose Neugierde: „Sind sie eine Nonne?“ Das ist wohl die naheliegendste Assoziation zu einer Deutschen mit Kopftuch. Kinder assoziieren anders: „Bist Du Türkin geworden?“ Tatsächlich wird man häufig für eine Ausländerin gehalten. So bat mich der Hausmeister im Studentenwohnheim, ihm türkisch zu dolmetschen. Heide wurde an der Eisdielen mit vorgestreckten Fingern gefragt, wieviele Eisbällchen sie denn wolle: „Zwei oder drei?“ Hat das Gegenüber dann einmal festgestellt, dass die Kopftuchträgerin Deutsch spricht, so folgt als nächstes die obligatorische Frage: „Wo haben Sie denn so gut Deutsch gelernt?“ Ein Standardkommentar, den ich vor allem im Sommer immer wieder höre, lautet: „Ist Ihnen denn nicht zu heiß unter dem Tuch?“ Andere Mitmenschen sind da etwas belehender. Sie argumentieren: „Kopftücher passen doch nun wirklich nur in den Orient mit dem heißen Wüstenklima.“ (Ob es den Frauen in der Wüste wohl weniger warm ist, als denen in unseren gemäßigten Breiten?) Wieder andere wissen: „Muslimische Frauen müssen doch gar kein Kopftuch tragen.“ Der Beweis? „Die Frau des Königs von Jordanien trägt doch auch keins.“ Für diese Gruppe ist völlig unverständlich, wie eine Deutsche zum Islam kommen kann: „Ja, haben Sie denn nicht Betty Mahmoody gelesen?“ Andere Mitmenschen wiederum interessiert das „Wie kann man nur ...?“ weniger. Sie registrieren ein Kopftuch als Störfaktor. So wurde ich auf offener Straße beim Einkaufsbummel mit ausgestreckter Hand und „Heil Hitler!“ begrüßt. An der Straßenbahnhaltestelle rief man mir zu: „Hier ist Europa. Geh wieder nach Hause.“ Und als ich mit einigen Freunden ein Picknick machte, kommentierte ein Spaziergänger: „Guck dir mal das Gesocks an.“ Eine Freundin wurde gar nach ihrer Heirat mit einem Marokkaner beim Meldeamt gefragt, wie lange sie denn noch in Deutschland bleiben wolle. Irgendwann kann man die dummen Sprüche nicht mehr hören. Ja sogar die seltenen positiven Kommentare

wie: „Das finde ich mutig, dass Sie Kopftuch tragen.“ beginnen, einem auf die Nerven zu gehen. Mit der Zeit entwickelt man eine Art Paranoia. Man fühlt sich nur noch als Kopftuch wahrgenommen und nicht mehr als Persönlichkeit. Alles Negative, das einem im Umgang mit den Mitmenschen widerfährt, bezieht man auf das Kopftuch. Wenn in der Bäckerei Kunden, die später gekommen sind, zuerst bedient werden, liegt das natürlich am Kopftuch: „Die Verkäuferin hat mich bestimmt nur deshalb übergangen, weil ich Kopftuch trage.“ Ebenso wenn der Fahrkartenkontrolleur die eigene Fahrkarte als erste kontrolliert: „Muslime gelten halt als potentielle Schwarzfahrer.“ Oder wenn der missgelaunte Beamte sich nicht einmal den Hauch eines Lächelns abringen kann. Wäre man „normal“ gekleidet, so wäre er bestimmt freundlicher.

Mancher Leser wird sich vielleicht in der Liste der Kommentare wiedergefunden haben und wird jetzt sagen: „Ich hatte es doch gut gemeint. Wenn Sie ein Kopftuch tragen, müssen Sie doch damit rechnen, dass das Interesse weckt.“

Das stimmt, da gebe ich Ihnen völlig recht. Das Problem ist auch nicht Ihr Interesse. Das Problem ist, dass der größte Teil der Menschen, die mir begegnen, mehr über den Islam zu wissen glauben als ich. Die Mediengläubigkeit geht so weit, dass die Aussage eines „Fachmanns“ im Fernsehen grundsätzlich mehr Wahrheitsgehalt hat, als meine täglichen Erfahrungen. Schließlich darf er im Fernsehen auftreten, und ich nicht. Islam gilt als Bedrohung, muslimische Frauen als seine Opfer und das Kopftuch als Symbol ihrer Unterdrückung. Die Frau, die es trägt, gilt als beschränkt - in jeder Hinsicht. Ein bedauernswertes Geschöpf, das an der Hand genommen und ins 20. Jahrhundert geführt werden muss. Tatsächlich wird dabei meist über die muslimische Frau gesprochen, und nicht etwa mit ihr. Und wenn man sie überhaupt einmal etwas fragt, dann sicher nur zur Rolle der Frau. Zu anderen Themen wie etwa Politik oder Wirtschaft wird der muslimischen Frau erst recht keine Kompetenz zugetraut. Tatsächlich findet hier die Art von Entmündigung statt, die die muslimischen Frauen in Deutschland am meisten beklagen: Ihnen wird die Fähigkeit abgesprochen, selbständig zu denken und verantwortlich zu handeln.

An jenem ersten Tage jedoch, an dem ich mit meinem neuen Kopftuch zur Universität ging, war ich noch voller Optimismus. Gegen Vorurteile kann man am besten angehen, indem man sie durch sein Handeln widerlegt. Muslimische Frauen sollten sich nicht in eine Schublade stecken lassen. Sie sollten beweisen, dass mehr in ihnen steckt, als die deutsche Gesellschaft ihnen zutraut. Allein die Präsenz von Kopftüchern an der Uni oder auch von deutschen Muslimen schlechthin, müsste die Leute doch zum Nachdenken bringen. Ich nahm mir vor, eine selbstbewusste Kopftuchträgerin zu werden und als solche meinen Platz in der Gesellschaft zu finden.

Mohamed

„Und unter seinen Zeichen ist dies, dass er Ehepartner für euch aus euch selber erschuf, auf dass ihr Frieden bei ihnen fändet; und er hat Zuneigung und Barmherzigkeit zwischen euch gesetzt. ...“ (30:21)

An der Uni ging derweil der Alltag weiter. Heide hatte mich noch an dem Tag, an dem ich zum ersten Mal mit dem Kopftuch zur Uni gegangen war, abends im Studentenwohnheim angerufen. Sie entschuldigte sich, dass sie nicht gekommen war, und fragte gleich: „Und? Bist Du mit Kopftuch gegangen? Erzähl doch mal!“ Ich erzählte ihr, dass kaum etwas gewesen sei. Sie war zufrieden. Und tatsächlich kam sie noch in der gleichen Woche selbst mit Kopftuch zum Arabischkurs. So waren wir schon zwei.

Schon nach kurzer Zeit wurde das Kopftuch alltäglich für mich. Das Studium rückte wieder in den Vordergrund. Ich lernte, lernte, lernte. Vor allem der Arabischkurs erwies sich als äußerst zeitaufwendig. Und leider war das Ergebnis eher enttäuschend. Wenn wir einmal gehofft hatten, bald Arabisch sprechen zu können, so mussten wir einsehen, dass die akademische Ausbildung dazu viel zu theoretisch ist. Interessanter waren die wöchentlichen Vorlesungen von Herrn Professor Falaturi, an denen ich weiterhin regelmäßig teilnahm. Und mit der Zeit lernte ich nun doch noch die anderen muslimischen Studenten kennen.

Den größten Teil meiner Zeit verbrachte ich jedoch nach wie vor mit Mohamed, meinem ägyptischen Nachbarn. In Mohamed hatte ich jemanden gefunden, der regen Anteil an meinem Leben als Muslima nahm. Wir verstanden uns ausgezeichnet. Tatsächlich konnte ich mir schon bald ein Leben ohne ihn kaum mehr vorstellen. Und ich wollte auch gar nicht mehr ohne ihn sein. Ich hatte mich verliebt. Das beruhte wohl auf Gegenseitigkeit. Denn irgendwann im Spätsommer fragte mich Mohamed, ob ich ihn nicht heiraten wolle. Die Frage kam nicht überraschend für mich. Es war abzusehen gewesen, dass unsere Freundschaft über kurz oder lang auf eine Ehe hinauslaufen würde. Ein gläubiger Muslim wird keine Freundschaft, und sei sie auch noch so unschuldig, mit einer Frau eingehen, ohne den Wunsch zu verspüren, diese Beziehung über kurz oder lang vor Gott zu legalisieren. Auch ich bin Muslim. Und ich nahm den Antrag an. Wir beschlossen, so bald wie möglich zu heiraten.

Mohamed bestand allerdings darauf, vorher bei meinem Vater offiziell um meine Hand anzuhalten. So fuhren wir gemeinsam hinaus in die Kleinstadt. Es war ein gemütlicher Nachmittag, aber irgendwie ergab sich keine günstige Gelegenheit, um das Thema Heirat anzusprechen. So aßen wir Kuchen, plauderten ein bisschen und genossen die angenehme Atmosphäre meines Elternhauses. Der eigentliche Grund dieses Besuchs kam dann erst zur Sprache, als wir schon in der Hauseinfahrt standen, um uns zu verabschieden. Dort bat Mohamed meinen Vater um seine Zustimmung zu unserer Heirat: „Ich möchte Anja gerne heiraten. Ich bitte Sie um die Hand Ihrer Tochter.“ Mein Vater war erstmal sprachlos. Dann meinte er: „Da bist Du bei mir wohl an der falschen Adresse. Du musst Anja schon selbst fragen.“ Langsam begriff er, dass diese Frage weniger eine Frage war, als eine Tatsache. Eine Tatsache, die der ganzen Geschichte eine für meine Familie recht überraschende Wendung gab. Meine Eltern hatten von Mohamed gewusst und ihn auch einige Male vorher gesehen. Eine Freundschaft mit einem Ausländer, nun gut. Meine Eltern sind tolerant. Und Mohamed ist ein netter Kerl. Aber der Gedanke an Heirat veränderte die Sachlage gänzlich. Eine Heirat ist etwas Verbindliches. Sie hat Konsequenzen. Wahrscheinlich mehr, als viele jung Verliebte sich vorstellen können. Meine Eltern hatten da dank ihrer eigenen gescheiterten Ehe Erfahrung. Dass ich nun heiraten wollte, einen Ausländer, einen Muslim, flößte meiner Familie Angst ein: „Ihr kennt Euch doch noch kaum.“ - „Schließlich seid ihr doch beide noch im Studium.“ - „Und Anja ist mit ihren einundzwanzig Jahren auch noch recht jung.“ - „Vielleicht solltet ihr vorerst einmal so zusammenziehen. Dazu müsst ihr ja nicht direkt heiraten.“

Diese Reaktion meiner Familie wiederum war für Mohamed recht erstaunlich. Er hatte die besten und seriösesten Absichten, aber irgendwie war in Deutschland alles anders. Schon allein die Vorstellung, mit mir zusammenzuziehen, ohne mit mir verheiratet zu sein, verursachte ihm eine Gänsehaut. Vorehelicher Verkehr ist im Islam absolut verboten. „Wie können deutsche Eltern ihre Töchter für so etwas hergeben?“ Dass die deutschen Töchter nicht hergegeben werden, sondern in der Regel alleine gehen, wollte ihm erst recht nicht einleuchten.

Die Hauptsorge meiner Familie galt jedoch den Kindern, die eventuell aus dieser Verbindung entstehen könnten: „Die Kinder gehören doch nirgends richtig hin.“ - „Und wenn ihr Euch einmal scheiden lasst, was wird dann aus den Kindern?“ Die Zeitungen sind voll von Geschichten über unglückliche Ehen und Väter, die ihre Kinder mitnehmen ins Ausland. Aber auch auf diesem Ohr waren wir taub. Natürlich wünschten wir uns Kinder. Und es ist wohl zuviel verlangt von einem verliebten Paar, darüber nachzu-

denken, was im Falle einer Scheidung mit den zur Zeit noch gar nicht vorhandenen Kindern geschehen soll. Islamisch hat die Mutter die Personensorge, mindestens bis zur Pubertät der Kinder. Der Vater zahlt. Besuchsrecht ist selbstverständlich. Das sagt der Islam. Was gibt es dazu weiter zu sagen?

Auch Mohameds Familie in Ägypten reagierte nicht gerade erfreut auf unsere Heiratspläne. Dass der Sohn im Ausland studiert, ist akzeptabel, aber muss er denn auch noch seine Frau aus Deutschland mitbringen? Und wer garantiert, dass sie überhaupt jemals nach Ägypten kommen wird? Wahrscheinlich wird sie mitsamt dem geliebten Sohn in Europa bleiben wollen. Überhaupt haben Europäerinnen in Ägypten nicht den besten Ruf. Amerikanische und europäische Filme und Serien prägen ein unvorteilhaftes Bild. Die westliche Frau denkt nur an sich selbst. Sie liebt Geld und Abwechslung. Ehebruch und Scheidung sind an der Tagesordnung. Zumindest flimmert es so tagtäglich über den Fernsehschirm. Und auch Mohameds Eltern dachten an die noch nicht vorhandenen Kinder: „Und wenn ihr Euch einmal scheiden lasst, was wird dann aus den Kindern?“ Die Zeitungen sind voll von Geschichten über unglückliche Ehen und Mütter, die ihre Kinder mitnehmen ins Ausland. Ein kleiner Trost: „Wenigstens hat die Braut den Islam angenommen.“

Beide Familien fügten sich jedoch in das Unvermeidliche. Und so begann die Hochzeitsplanung. Mohameds Eltern hätten die Feier gerne in Ägypten gehabt. Immerhin ist Mohamed nicht nur das älteste von drei Kindern, sondern auch noch der einzige Sohn. Eine gemeinsame Ägyptenreise war jedoch erst für den nächsten Sommer geplant. Und so lange wollten Mohamed und ich nicht darauf warten, die Früchte des Ehelebens zu kosten.

Nun ist es so, dass die Ehe im Islam kein Sakrament ist, sondern ein zivilrechtlicher Vertrag zwischen den Brautleuten, der gemäß dem Koran und der Sunna, dem Vorbild des Propheten Muhammad, vor zwei Zeugen geschlossen wird. Dieser Vertrag wird in Deutschland rechtlich nicht anerkannt, was eine spätere standesamtliche Heirat erforderlich macht. Für uns war jedoch in erster Linie wichtig, vor Gott verheiratet zu sein. Die offizielle Eheschließung hatte noch Zeit. Wir einigten uns darauf, in Deutschland unsere Ehe vor Gott zu schließen, aber offiziell erst im nächsten Sommer in Ägypten zu heiraten. Und dort wollten wir auch richtig feiern.

Zuerst mal ging es nun also an die Vorbereitungen für die islamische Eheschließung. Um unserer Hochzeit einen feierlichen Rahmen zu geben, beschlossen wir, uns in einer Moschee trauen zu lassen. Das war aber erstmal nicht so wichtig. Wichtiger war, dass wir uns auf einen Ehevertrag einigten. Ich hatte keine Ahnung, was man da so festlegt. So erkundigte ich mich bei muslimischen Bekannten und beim Verein für Bikulturelle Partnerschaften, was denn so üblich sei. Ich fand heraus, dass das einzige Element, das der Vertrag in jedem Falle enthalten muss, das Brautgeschenk ist. Das ist ein Geschenk, das der Bräutigam der Braut anlässlich der Hochzeit macht. Das Geschenk verbleibt im privaten Besitz der Frau und dient vor allem ihrer finanziellen Sicherheit. Dabei sollte sich der Wert des Brautgeschenkes fairerweise nach den Vermögensverhältnissen des Bräutigams richten. Traditionell wird Gold geschenkt. Erstens ist Gold wertbeständig, und zweitens mögen die meisten Frauen Schmuck. Aber auch jedes andere Geschenk ist zulässig, so klein es auch sein mag, sofern die Braut damit einverstanden ist. Weiterhin wird gewöhnlich festgelegt, was der Braut im Falle einer Scheidung zusteht. In der Regel handelt es sich hierbei um eine Abfindungssumme bzw. um die Höhe des Unterhalts. Von der Festlegung einer hohen Abfindungssumme wurde mir beim Verein für Bikulturelle Partnerschaften abgeraten. Es gäbe Fälle, wo sich die Ehepartner trotz beiderseitigem Wunsch nicht scheiden lassen können, weil der Mann die festgelegte Summe nicht aufbringen kann. Das Recht der geschiedenen Frau auf einen angemessenen Unterhalt überhaupt ist schon im Koran verankert (2:241). Es muss also nicht explizit festgehalten werden. Ebenso ist die Gütertrennung im islamischen Eherecht verankert. Der Mann ist verpflichtet, aus seinem Vermögen den ehelichen Haushalt zu bestreiten. Das gilt selbst dann, wenn die Frau berufstätig ist oder über erheblich mehr Vermögen verfügt als der Mann. Die Frau allein bestimmt, wofür sie ihr Geld ausgibt, und sei es das zwanzigste Modellkleid. Was bleibt also noch zu vereinbaren? Das ist der Phantasie der Brautleute überlassen. Bekannte beispielsweise legten fest, ob die Frau in der Ehe erwerbstätig bleibt. Andere haben notariell beglaubigen lassen, welche Art von Verhütungsmitteln sie in der Ehe benutzen wollen. Doch das ist eher selten. Ich fand diese Dinge privat und sah keinerlei Anlass für eine schriftliche Fixierung. Und ich fand auch, dass wir, sollten wir später nicht in der Lage sein, uns über solche Fragen zu einigen, vielleicht besser gar nicht erst heiraten sollten. Mohamed dachte wohl das gleiche. Jedenfalls beschränkten wir uns darauf, das Brautgeschenk sowie eine Abfindungssumme für den - natürlich aus unserer Sicht unwahrscheinlichen - Fall der Scheidung zu vereinbaren. Mohamed wollte nun von mir wissen, was ich denn als Brautgeschenk haben wolle. Eigentlich wollte ich kein großes Geschenk haben. Wir waren beide damals Studenten. Und Mohamed wollte natürlich nach der Eheschließung alleine die Kosten für unseren Haushalt tragen. Ich

fand, das reiche voll und ganz, denn auch er jobbte doch nur in den Ferien, genau wie ich. Natürlich verdiente er als männlicher Student bei seinen Jobs in deutschen Firmen etwas mehr als ich, aber so viel war es nun auch wieder nicht. So sagte ich: „Nichts, ich brauche kein Geschenk.“ Das passte Mohamed nun überhaupt nicht. Schließlich sei das Brautgeschenk mein Recht und seine islamische Pflicht. Und zu billig solle sich seine zukünftige Frau nun auch wieder nicht machen. So ließ er nicht locker. Und irgendwann hatte ich genug von der Fragerei. Ich sagte: „Dann schenk mir doch zehn Tafeln Kinderschokolade.“ Damit hatte ich Ruhe.

Und schließlich kam der Tag der Eheschließung heran. Die Trauung fand in einer arabischen Moschee statt. Das heißt, eigentlich war es die Erdgeschosswohnung eines fünfstöckigen Hauses, die von einem arabischen Verein als Moschee angemietet worden war. Diese Wohnung hatte einen separaten Eingang, einen Vorraum, zwei weitere Räume, einen für die Männer und einen für die Frauen, sowie zwei Bäder, wiederum eins für die Männer und eins für die Frauen. Die Räume waren mit Teppichboden ausgelegt. Ansonsten bestand die Einrichtung in einem gefüllten Bücherregal im Männerraum, einem Telefon im Vorraum sowie einigen Schultischen und Stühlen im Frauenraum, mit deren Hilfe die Räume als Klassenzimmer umgerüstet werden konnten. Am Wochenende bekamen hier die arabischen Kinder muttersprachlichen Unterricht. Am Freitagmittag traf man sich zum wöchentlichen Gebet, dem Juma-Gebet, und abends las man zusammen Koran. Die meiste Zeit war die Moschee geschlossen. Für besondere Anlässe jedoch, wie eine Hochzeit, war der Imam gerne bereit, die Moschee aufzuschließen. An diesem Dienstagnachmittag war er extra unseretwegen gekommen. Und wir ließen ihn warten. Wir kamen tatsächlich zu unserer eigenen Hochzeit zu spät. Das lag daran, dass wir mitten im Umzug waren. Zwei Tage vor der Trauung hatten uns muslimische Bekannte eine kleine Kellerwohnung vermittelt. „Schließlich wollt ihr doch heiraten.“ Innerhalb dieser zwei Tage hatten wir Nachmieter für unsere Wohnzimmer gefunden und unsere ganze Habe gepackt und in die Wohnung am anderen Ende der Stadt gebracht. Bis mittags hatten wir noch Kartons geschleppt. Dann waren wir noch einkaufen gewesen. Schließlich soll eine islamische Hochzeit nach Möglichkeit gefeiert werden. Wenigstens ein bisschen. So hatten wir Obst, Süßwaren und Getränke für unsere Gäste eingekauft. Vor dem Termin hatten wir es dann gerade noch geschafft, uns in unseren alten Wohnzimmern frisch zu machen und umzuziehen. Mohamed erschien im Anzug, ich im langen Kleid, das Mohamed mir von seiner letzten Ägyptenreise mitgebracht hatte. Natürlich hoch geschlossen und mit obligatorischem Kopftuch. In der Moschee angekommen ging Mohamed direkt durch zum Imam, um mit ihm die Einzelheiten der Trauzeremonie zu besprechen. Ich ging in den Frauenraum, wo sich unsere weiblichen Gäste aufhielten. Tatsächlich hatten wir kaum jemanden eingeladen. Alles war etwas kurzfristig organisiert worden. Von meinen Bekannten waren nur vier da: Heide natürlich. Wir sahen uns in dieser Zeit häufig, nicht zuletzt auch wegen des gemeinsamen Studiums. Sie hatte an diesem Tage Hamida und ihre Tochter Nina mitgebracht, an die ich mich noch von den Frauentreffen erinnern konnte. Und Fatima-Elisabeth war da. Mit ihr hatte ich mich in der Zwischenzeit angefreundet. Sie war gerade erst aus England zurückgekehrt, wo sie ihren Urlaub verbracht hatte. Mit Koffern und Taschen war sie direkt vom Bahnhof aus in die Moschee gekommen. Im Männerraum hatten sich außer dem Imam und unseren zwei Zeugen - Freunde von Mohamed - noch ungefähr zwanzig arabische Studenten eingefunden, fast alle aus unserem Studentenwohnheim. Ich kannte die meisten jedoch nicht einmal mit Namen. Und dann waren noch meine Mutter und mein Bruder gekommen. Denn natürlich hatte ich auch meiner Familie gesagt, dass wir islamisch heiraten würden. Ich hatte erklärt, dass diese Heirat keinerlei rechtliche Konsequenzen habe, also aus westlicher Sicht eher einer Verlobung entspräche. Mein Vater fand es deshalb nicht wichtig genug, um eine gleichzeitig stattfindende Lehrerkonferenz abzusagen. Das hat er mir später sehr übel genommen, als mein Bruder ihm erzählte, ich sei ja jetzt verheiratet.

Als ich den Frauenraum betrat, fand ich meine Mutter und Heide ins Gespräch vertieft. Es ging natürlich um das Kopftuch. Wie hätte es auch anders sein können. Meine Mutter hatte sich ein Kopftuch mitgebracht. Schließlich befand sie sich zum ersten Mal in ihrem Leben in einer Moschee. Heide fand es völlig überflüssig für meine Mutter, ein Kopftuch umzubinden. Schließlich sei sie ja keine Muslima. Jeder wisse das, und eine Moschee sei ja nun tatsächlich kein heiliger oder geweihter Raum, sondern schlicht und einfach ein Versammlungsplatz. Ich wurde freudig begrüßt, und nun warteten wir darauf, dass es endlich losging.

Auch der Imam war hoch erfreut, dass wir endlich da waren. Er wollte direkt beginnen. Männer bitte in den Männerraum, Frauen in den Frauenraum. Wie das denn geht, wenn die Braut doch eine Frau ist? Sehr einfach: Sie bestimmt einen Vertreter, einen „Vormund“, der in ihrem Namen an der Trauung partizipiert. Außerdem gibt es ja in der Moschee eine Lautsprecheranlage. So würden auch wir Frauen alles hören können, was gesagt wird. Heide-Khadidscha fand das Quatsch. Sie meinte, wir könnten die Trauung genauso gut im Vorraum stattfinden lassen. Sie hatte ihren Mann geheiratet, ohne einen Vertreter zu be-

stimmen. Der Imam der Moschee war Ägypter. Ein etwa vierzigjähriger bärtiger Mann, dem die Klassenkameraden seiner Kinder den Spitznamen „Bud Spencer“ gegeben hatten. Er hatte Wirtschaftswissenschaften studiert, aber aus seinem Hobby, der Theologie, einen Beruf gemacht. Wir lernten ihn später als engagierten, offen denkenden Menschen kennen. An diesem Tage zeigte er sich jedoch überhaupt nicht einsichtig. Ein Vertreter der Braut sei zwar im Islam nicht unbedingt erforderlich, aber in Ägypten sei das so üblich, und der sei doch schließlich Ägypter. Also hätte das so schon seine Richtigkeit. Ich war gelinde gesagt schockiert. Sollte ich meine eigene Hochzeit nur über die Lautsprecheranlage mitbekommen? Zu allem Überfluss war diese dann auch noch defekt. Im Frauenraum ertönte nur ein lautes Rauschen.

Das erwies sich jedoch bald als Glücksfall, denn ausnahmsweise durften wir Frauen deshalb im Männerraum an der Zeremonie teilnehmen. Auf den Vertreter wollte der Imam jedoch trotzdem nicht verzichten. Mohamed gab irgendwann den Versuch auf, ihn umzustimmen, und machte mir die Sachlage klar. Traditionellerweise werden die Bräute bei der Hochzeitszeremonie von ihren Vätern vertreten. Das kam ja bei mir nun nicht in Frage. So bestimmte ich einen der arabischen Studenten zu meinem Vertreter. Gamal war ebenso wie Mohamed Ägypter, ein freundlicher, hilfsbereiter junger Mann. Wir hatten uns gegenseitig bei unseren Prüfungsvorbereitungen geholfen, Arabisch und Deutsch. Gamal nahm es als eine Ehre an, mich zu vertreten.

Die beiden, Mohamed und Gamal, nahmen rechts und links vom Imam Platz. Wir Frauen saßen ganz hinten. Dann begann der Imam seine Ansprache. Auf Arabisch! Keine von uns Frauen verstand auch nur ansatzweise, worum es überhaupt ging. Er redete, und redete, und redete. Später erfuhr ich, dass er einfach die Chance genutzt hatte, eine Predigt vor den Studenten zu halten. Das Thema war „gutes islamisches Benehmen“ und hatte mit der Hochzeit nicht das geringste zu tun. Jedenfalls ließ der arabische Redeschwall meine Stimmung weiter sinken, die aufgrund der Hektik des Tages und der Geschichte mit dem Vormund sowieso schon nicht mehr besonders gut war. Als der Imam nach viel zu langer Zeit, wie es mir erschien, endlich seine Ansprache beendet hatte, ging auf einmal alles ganz schnell. Unsere Trauzeugen, ebenfalls zwei arabische Studenten, wurden aufgerufen. Mohamed und Gamal fasten sich an den Händen und der Imam legte ein Tuch über ihre Hände. Dann sprach er - wiederum auf Arabisch - die Trauformel: „Ich verheirate Euch gemäß des Koran und der Sunna des Propheten.“ Und das war es. Ich nahm die Stimmen von Heide und meiner Mutter hinter mir kaum noch wahr: „Das war alles?“ - „Wer hat denn nun wen geheiratet?“ Ich selbst war zu fasziniert von dem Bild, das sich mir bot. Alle Beteiligten und Gäste waren aufgestanden, um den Bräutigam zu beglückwünschen. Gamal als mein „Vertreter“ stand Mohamed natürlich am nächsten. So nahm er den Bräutigam in den Arm und küsste ihn herzlich - wie unter Muslimen üblich - auf beide Wangen. Die Assoziation mit der kirchlichen Heirat lag nahe: „Jetzt dürfen Sie die Braut küssen!“ In diesem Moment löste sich die ganze Anspannung der letzten Tage. Ich brach in lautes Gelächter aus. Was mir einige bitterböse Blicke einbrachte. Die Braut hat in einem solchen Moment nicht zu lachen. Bald war jedoch auch ich Mittelpunkt der Gratulationen und Glückwünsche. Die von uns mitgebrachten Knabbereien und Getränke wurden verteilt. Heide und Hamida überreichten uns einen „Geschenkkorb“. Eigentlich war es eine Plastikwaschwanne. Heide erklärte: „Das ist doch viel praktischer für einen neuen Haushalt, als ein Korb.“ Aber der Inhalt konnte sich wirklich sehen lassen. Säfte vom Bauernhof, Honig vom Imker, Obst aus dem Bioanbau und vieles mehr. Heides Faible für Naturkost hatte allerdings auch für meine heiß geliebte Schokolade noch Raum gelassen. Und auch die Wanne erwies sich später als nützlich. Von Wäsche über Unmengen gekochten Basmati-Reis für ein Ramadan-Buffer bis hin zu Einzelteilen des Motors unseres Pkws haben wir alles mögliche darin transportiert. Elisabeth hatte mir als Hochzeitsgeschenk aus England eine englische kommentierte Koranübersetzung sowie ein Wandbild mit einer islamischen Kalligraphie mitgebracht. Einige der Studenten schenkten Geld. Was wir auch dankbar annahmen. Dann saßen wir noch eine Weile zusammen, aßen, tranken und erzählten. Unsere kleine Feier war kein rauschendes Fest, aber sie erfüllte ihren Zweck. In der ruhigen freundlichen Atmosphäre unterhielten sich selbst meine Mutter und mein Bruder, die anfänglich noch sehr still gewesen waren, ausgezeichnet mit unseren Freunden. Ein guter Anfang für unsere Ehe. Nun waren Mohamed und ich also ein Ehepaar. Wir waren verheiratet gemäß des Koran und der Sunna des Propheten. Als Brautgeschenk erhielt ich übrigens eine goldene Halskette und zehn Tafeln Kinderschokolade. Womit ich zufrieden war. An diesem Tage bezogen wir unsere erste gemeinsame Wohnung und begannen unser Eheleben.

Die standesamtliche Hochzeit folgte dann, wie geplant, im kommenden Sommer in Kairo. Diesmal hatte auch mein Vater es sich nicht nehmen lassen, an der Hochzeit teilzunehmen. Tatsächlich waren meine Eltern, mein Bruder und die neue Partnerin meines Vaters zur Feier nach Ägypten gekommen.

Die Formalitäten dagegen überließen sie Mohamed und mir. Und derer gab es viele. Damit eine ägyptische Eheschließung in Deutschland anerkannt wird, müssen diverse Bedingungen erfüllt werden. Im Vorfeld

muss der deutsche Partner sich vom Heimatstandesamt ein Eheschließungszeugnis ausstellen lassen, das ihm bestätigt, dass dieser Eheschließung nichts im Wege steht. Die ägyptische Heiratsurkunde muss dann von diversen ägyptischen Ministerien sowie der deutschen Botschaft beglaubigt werden. Das hieß Schlange stehen, quer durch Kairo fahren, um woanders wiederum Schlange zu stehen in der brütenden ägyptischen Sommerhitze. Für die notwendige amtliche Übersetzung stand dann nur ein einziger von der Botschaft anerkannter Übersetzer zur Verfügung. Er übersetzte „Physiker“ mit „Chemiker“ und verschrieb sich beim Datum der Eheschließung. Zum Glück sind Mohamed und ich in diesem Jahr einen Monat in Ägypten geblieben. Die Bürokratie brauchte tatsächlich so lange. Die Feier dagegen dauerte „nur“ etwa eine Woche. 42 kg Mehl hatte meine Schwiegermutter mit Hilfe ihrer Schwestern zu Hochzeitsplätzchen verarbeitet. Da gab es weiß gezuckerten „Kachk“ mit Honigfüllung, Urass, ein mit Dattelpaste gefülltes Gebäck, das in Farbe und Form einer Art Miniatur-Sanddüne gleicht, und Rurayibba, die ägyptische Entsprechung der deutschen Heidesand-Weihnachtsplätzchen. Dazu gab es zwei Sorten Biskuit. Alles war schon vor unserer Ankunft fertig und bereit zum Verzehr. Tagtäglich kamen nun Tanten und Kusinen, sangen, tanzten und trommelten. 700 Einladungskarten hatte man drucken lassen, die jetzt an 700 Familien verteilt wurden. Es war Juli. Hochsommer. Cola und Limonade wurden kistenweise herangeschleppt, gekühlt und getrunken. Mohamed und ich waren kaum jemals zu Hause. Außer den vielen Behördengängen, nahmen uns auch Einkäufe arg in Anspruch. Aufregung verursachte vor allem mein Brautkleid. Da meine Schwiegereltern auf einem weißen Kleid für die Feier bestanden hatten, hatten wir meiner Schwiegermutter telefonisch meine Maße sowie eine Beschreibung meines Wunschkleides mitgeteilt. Ein hoch geschlossenes bodenlanges Kleid sollte es sein, nicht zu eng und nicht zu durchsichtig. Eben ganz islamisch. Das ist in Ägypten nicht so selbstverständlich. Viele Bräute, auch Kopftuchträgerinnen, treten als Braut ganz im europäischen Stil auf. Einmal ist keinmal. Und schließlich ist es doch ein ganz besonderer Tag. Die Bräute gehen zum Friseur, legen Make-up auf und tragen schulterfreie Kleider. Meine Schwiegermutter hatte jedoch nach einigem Suchen ein für mich geeignetes Modell gefunden und es für mich in Auftrag gegeben. Leider war es bei meiner Ankunft in Ägypten eine Woche vor dem Termin noch nicht fertig. Man vertröstete uns im Geschäft von einem Tag auf den anderen. Nun, zumindest Mohamed wurde schon einmal eingekleidet: klassisch schwarzer Anzug mit bordeaux-roter Fliege. Und seine Eltern bestellten für ihn einen Friseur ins Haus. Seine schönen Locken fielen zu Boden und wichen einem langweiligen, laut meinem Schwiegervater ordentlicherem Kurzhaarschnitt. Am Dienstag dann, zwei Tage vor der Hochzeit, als meine Schwiegermutter und ich wegen meines Kleides schon kurz vor der Panik standen und drauf und dran waren, ein anderes zu kaufen, war es endlich da. Ein Traum in weißem Satin, hoch geschlossen und bodenlang, bestickt mit Perlen und Pailletten. Und es passte! Dazu kreierte mir Mohameds Tante den passenden Kopfschmuck: ein weißes Käppchen mit Tüllschleier, der von hinten elegant das weiße Kopftuch verdeckte, dessen Zipfel im Ausschnitt des Kleides verschwanden.

Am Mittwochabend, dem Abend vor der Hochzeit, fand jedoch erstmal der traditionelle Henna-Abend statt. Ursprünglich wurden an diesem Vorabend der Hochzeit der Braut Hände und Füße mit Henna-Zeichnungen geschmückt, was beispielsweise in der Türkei oder in Marokko vereinzelt heute noch gemacht wird. In Ägypten dagegen feiert man eine Art Junggesellinnen-Party. Ein gesellschaftliches Ereignis nur für Frauen! Verwandte, Bekannte und Nachbarinnen jeden Alters waren gekommen, um die Braut zu begutachten, zusammen zu singen oder ihre Bauchtanzkünste vorzuführen. Mohameds Kusinen mit ihren Trommeln und Tamburinen waren an diesem Abend in Höchstform. Und auch meine Mutter und die Lebensgefährtin meines Vaters feierten mit, während mein Vater und Bruder derweil anderweitig unterhalten wurden. Mitten im größten Trubel hieß es plötzlich: Der Bräutigam kommt! Von einer Sekunde auf die andere herrschte Totenstille im Raum. In Anwesenheit von Männern schickt es sich nicht, zu singen oder zu tanzen. Und dann kam Mohamed herein, um mir vor aller Augen noch einmal offiziell meinen Brautschmuck anzulegen. Fotoapparate blitzten, um dieses denkwürdige Ereignis im Bild festzuhalten. Jeder wollte einmal mit dem Brautpaar fotografiert werden. Mohamed war froh, als er endlich wieder gehen konnte. Kaum war die Tür hinter ihm zu, ging die Party weiter. Und erst am späten Abend löste sich die Gesellschaft langsam auf.

Der nächste Tag, der Donnerstag, war dann der Hochzeitstag. Die meisten Hochzeiten in Ägypten finden donnerstags statt. Denn der Freitag ist der islamische Feiertag, ähnlich unserem Sonntag. Die Hochzeitsfeierlichkeiten begannen am Nachmittag mit einer Koranrezitation in der Moschee. Gratulanten aus den knapp 700 eingeladenen Familien machten dort ihre Aufwartung. Der Bräutigam schüttelte etwa eine Stunde lang Hände an der Tür der Moschee. Mein Vater übrigens auch. Eine wahre Geduldsprobe an seinem ersten Tag in Ägypten. Ich war in dieser Zeit im Hause von Mohameds verheirateter Schwester, um mich anzukleiden. Trotz Protestes von Seiten meiner Schwiegerfamilie verzichtete ich auf Make-up (unislamisch in der Öffentlichkeit), bestand aber darauf, meine Brille zu tragen. Schließlich wollte ich doch

meine Hochzeitsfeier sehen! Mohameds Tante bastelte noch eine Weile an meinem Schleier herum und befestigte ihn schließlich mit ein paar Stichen am Hütchen. Als Mohamed kam, um die Braut zum Hause seiner Eltern zu führen, war ich bereit. Wir fuhren in einem mit Geschenkbändern geschmückten Mercedes, den ihm der Bruder seines Schwagers geliehen hatte, die kurze Strecke bis zu seinem Elternhaus. Die Straße vor dem Haus war in unserer Abwesenheit zum Festplatz umfunktioniert worden. Man hatte bunte Stoffbahnen aufgestellt, so dass sie einen offenen Raum bildeten. An der Stirnseite standen zwei Stühle auf hölzernem Podest.

Davor erwartete uns ein Spalier von 30 Männern, Trommler in traditioneller Tracht. Wie so oft bestand diese folkloristische Gruppe aus Studenten, die sich so ihr Studium verdienen. Nichtsdestotrotz boten sie uns eine großartige Show. Folkloristische Tänze und Gesänge, traditionelle Hochzeitsriten mit viel geschwenktem Weihrauch und einem Tuch, das über unsere Köpfe gelegt wurde. Dazu eine Stunde, nein, zwei Stunden Ohren betäubender Lärm der Trommeln, deren Klang von den Fronten der mehrstöckigen Häuser um ein vielfaches verstärkt auf die Straße zurückgeworfen wurde. Die Videokamera surrte. Bitte lächeln. Und bitte zwei Schritte vor. Bitte die Blumenmädchen ins Bild. Und bitte nochmals lächeln. Kann nicht mal jemand die Nachbarskinder vor der Kamera wegholen? Nun bitte drei Schritte vor. Und Menschen, Menschen, Menschen. Meine Familie flüchtete, wie ich später erfuhr, zwischenzeitlich aufs Dach und erholte sich bei einem arabischen Mokka. Und endlich erreichten wir das Podest und nahmen auf den Stühlen Platz. Die Gratulanten standen an, um uns zu beglückwünschen. Später erfuhr ich, dass praktisch der ganze Ort auf Hochzeiten kurz vorbeischaute, um zu gratulieren. So kommt es zu der großen Zahl von Gratulanten. Und diesmal schüttelten wir beide Hände. Lächelnd. Brautleute lächeln immer.

Und dann kam die Überraschung. Plötzlich drängte die Zeit. Die engsten Familienangehörigen nahmen in drei Pkws Platz. Und unter rhythmischem Hupen - tut-tut-tut - - tut-tut-tut - - tut-tut-tut - ging es los in die Kairoer Innenstadt. Dort hielten wir dicht am Nil, und vor uns lag die „Pharao des Nil“. Dieses zweistöckige Schiff ist im Stil der alt-ägyptischen Boote gebaut und beherbergt ein erstklassiges Restaurant. Zusammen mit anderen Besuchern gingen wir an Bord. Dann legte das Schiff ab, glitt in die Mitte des dunklen Stroms und begann, sich stromaufwärts durch das tintengleiche Wasser zu schieben. Langsam ließen wir die Lichter des nächtlichen Kairos hinter uns. Am Ufer tauchten schemenhaft Palmen auf. Das Zirpen der Insekten wurde nur dann und wann von einem Eselsschrei unterbrochen. Das ganze Land schien zu schlafen, während auf dem Schiff die arabische Musik der Kapelle erklang. Man bat uns als Brautpaar, das Buffet zu eröffnen. Was wir dann auch taten. Das Buffet war wirklich vom Feinsten. Sehr zu meiner Freude fand sich zum Nachttisch sogar noch Mousse au Chocolat. Dann betrat eine junge Dame in glitzernem Trikot das Deck und begann, ihre Hüften im Takt der arabischen Klänge zu wiegen. Die obligatorische Bauchtänzerin. Welches arabische Restaurant kommt schon ohne aus? Nach der orientalischen Tanzeinlage, während der der Bräutigam konsequent islamisch seine Blicke gen Fußboden wendete - sehr zum Ärger der Tänzerin - wurde die dreistöckige Hochzeitstorte hereingebracht. Und während wir sie anschnitten, tauchten langsam an den Ufern die Lichter Kairos wieder auf. Das Schiff hatte von uns unbemerkt gewendet und die Fahrt ging ihrem Ende zu.

Kaum vom Schiff herunter, ging es per PKW noch einmal quer durch Kairo. Tut-tut-tut - - tut-tut-tut - - tut-tut-tut. Die vorbeifahrenden Wagen stimmen in das Hupkonzert ein. Jeder freut sich für das Brautpaar. Diesmal fuhren wir hinauf auf die Klippe, den Fels, der gegenüber der berühmten Zitadelle des Mohamed Ali die Stadt überragt. Zwei Uhr nachts lag uns die 15 Mio. Stadt zu Füßen. Ein wahres Lichtermeer. Außer uns hatten noch drei weitere Brautpaare zu dieser Stunde den Weg heraus aus der lärmenden Stadt gefunden und sich auf diese majestätische Höhe geflüchtet. Ob auch sie hofften, diese Nacht würde niemals zu Ende gehen?

Natürlich ging unsere Nacht doch noch irgendwann zu Ende. Die Wirklichkeit holte uns ein. Am Freitag, dem islamischen Feiertag, haben in Ägypten Behörden, Banken und Fabriken geschlossen. So hatten die Gratulanten reichlich Gelegenheit, nach einer für uns viel zu kurzen Nachtruhe, sogleich ihre Aufwartung im Hause des neuen Paares zu machen. Tatsächlich kamen die ersten schon vormittags. Drei Tage lang hatten wir praktisch ständig Gratulanten im Haus. Sie kamen, wünschten uns alles Gute, tranken Pepsi, aßen von dem Gebäck, das meine Schwiegermutter für sie vorbereitet hatte, und gingen wieder. Jedoch nicht, ohne den obligatorischen Umschlag zurückzulassen. Hochzeitsgeschenke in bar, die direkt von meinen Schwiegereltern in Empfang genommen wurden. Es wird genau Buch geführt, denn diese Zuwendungen müssen irgendwann zu ähnlichen Anlässen „zurückerstattet“ werden. Ein ausgeklügeltes System von Nehmen und Geben. Drei Tage lang begrüßten Mohamed und ich Gäste, lächelten freundlich und machten Konversation. Letzteres fiel eher in Mohameds Ressort. Mein Arabisch ließ noch keine größeren Unterhaltungen zu. So lächelte ich denn noch einmal drei Tage.

Dann hatten wir endlich Zeit für uns. Wir fuhren ein paar Tage ans Meer. Leider ging aber auch diese Reise viel zu schnell vorüber.

Wieder „zu Hause“ in Deutschland gaben wir dem Drängen meiner Kusine nach und richteten zusammen mit meinen Eltern auch für meine Familie noch einmal eine Feier aus. Doch schon die Planung erwies sich als schwieriger, als ich erwartet hatte. Dass diese Feier in der Hauptsache ein Abendessen sein sollte, war klar. So ist es in meiner Familie üblich. Doch Mohamed und ich hatten uns eigentlich gedacht, uns zu Liebe könne man einmal auf Alkohol verzichten. Schließlich war es ja unsere Hochzeit, die gefeiert werden sollte. Diese Idee löste Protest aus. Meine Oma fand, eine Feier ohne ein Gläschen Wein sei keine Feier. Auch mein Vater war der Meinung, man müsse sich nach den Gästen richten, und nicht nach dem Brautpaar. „Womit sollen wir denn auf das Brautpaar anstoßen?“ Wir ließen uns nicht umstimmen. Um einen Familieneclat zu vermeiden, machte es uns mein Vater zur Auflage, das „alkoholfrei“ bitte schon auf die Einladungskarten zu drucken. Was wir dann auch taten. Wir luden zur „alkoholfreien“ Nachfeier unserer Hochzeit ein. Das zweite Problem war der Ort, an dem die Feier stattfinden sollte. Von der Menge der Gäste her, etwa dreißig Personen, kam eine Privatwohnung nicht mehr in Frage. Ein Festsaal in einem Restaurant wäre der Gelegenheit angemessen gewesen. Aber mit der Theke direkt nebenan? Wieviel hätten unsere Gäste wohl auf das „alkoholfrei“ gegeben? Meine Mutter hatte die rettende Idee. Wir mieteten den Saal der evangelischen Kirchengemeinde am Ort. Das Buffet füllten wir mit Hilfe meiner Mutter selbst mit westlichen und orientalischen Spezialitäten. An Getränken gab es Säfte, Limonaden, Cola, Mineralwasser und alkoholfreie Bowlen. Und natürlich Tee und Kaffee zum Kuchen, den es in meiner Familie traditionell noch einmal als Mitternachtsbuffet gibt. Alles in allem hat es schließlich allen gut gefallen. Nur ein Onkel merkte an, die Feier sei doch etwas „trocken“ gewesen.

Nun waren wir also auch offiziell verheiratet. Für uns hatte der Ehealltag jedoch schon mit unserer ersten Hochzeit in der Moschee begonnen, als wir unsere Ehe vor Gott geschlossen haben. An jenem Tag hatten wir unsere erste gemeinsame Wohnung bezogen und später ließen wir dieses Datum, den 3. Oktober 1989, in unsere Eheringe eingravieren, die wir nach guter alter europäischer Tradition tragen. Netterweise erklärte die Bundesregierung den 3. Oktober im folgenden Jahr zum Feiertag. Natürlich hatte das eine mit dem anderen nichts zu tun, aber es war trotzdem angenehm, am Hochzeitstag frei zu haben.

Als Deutsche, die mit einem Muslim verheiratet ist, rückte ich an jenem Tage für meine Mitmenschen in eine völlig neue Kategorie von Frau. Jeder meint zu wissen, dass das Leben einer muslimischen Ehefrau bestimmt wird von ihrem Mann. Denn im Islam bestimmt der Mann. Man wunderte sich nicht mehr über das Kopftuch, das ich trage, sondern über die Tatsache, dass ich weiterhin studieren „durfte“, in den Ferien jobbte und auch sonst recht wenig unterdrückt „erschien“. Überall schlug mir Mitleid entgegen. „Da hat sie sich einfangen lassen von dem südländischen Charme eines Arabers. Und nun ist das dicke Ende nachgekommen.“

„Mussten Sie denn bei der Heirat die Religion ihres Mannes annehmen?“ werde ich immer wieder mitfühlend gefragt. „Zwingt ihr Mann Sie jetzt dazu, ein Kopftuch zu tragen?“ Einmal fragte mich sogar eine Verkäuferin im Supermarkt: „Schlägt ihr Mann Sie eigentlich?“ Und ich erzähle immer wieder geduldig: „Nein, mein Mann schlägt mich nicht, und er zwingt mich auch nicht, ein Kopftuch zu tragen. Ich war schon vor meiner Heirat Muslima.“ Tatsächlich habe ich mit der Heirat gar nichts von Mohamed übernommen. Selbst meinen Namen habe ich behalten. Wir tragen keinen gemeinsamen Familiennamen. Das, was es in Deutschland auch seit einigen Jahren gibt, ist im Islam seit langem eine Selbstverständlichkeit. Jeder Partner hat das Recht auf seinen eigenen Namen. Und auch meine Staatsbürgerschaft habe ich behalten. Ich besitze immer noch nur die deutsche Nationalität. Selbst die dritte Welt verschenkt ihre Pässe nicht.

„Sie waren schon vor der Heirat Muslima? Aber sicher kannten Sie ihren jetzigen Mann doch schon?“ Das ist richtig. Ich kannte Mohamed nicht nur, ich mochte ihn auch. Und sicher habe ich vieles, was ich vom Islam weiß, von ihm gelernt. Trotzdem war er nicht der Grund für meine Entscheidung, Muslim zu werden. Glauben Sie mir, kein Mann ist es wert, seinetwegen den Islam anzunehmen. Selbst Mohamed nicht. Dazu hat die Annahme des Islam zu viele Konsequenzen. Und nicht nur für das eigene Leben. Denken Sie nur an die Kinder. Meine Eltern denken unentwegt an meine Kinder und fragen sich, wie deren Zukunft wohl aussehen wird.

Ich bin Muslima geworden, weil ich von der Wahrheit der islamischen Lehre überzeugt bin. Und Mohamed habe ich mir deshalb als Ehepartner ausgesucht, weil er diese Überzeugung mit mir teilt. Falls irgend etwas in unserer Ehe schief gehen sollte, würde ich in jedem Fall wieder einen Muslim wollen. Das, was Mohamed für mich attraktiv macht, ist auch sein Glaube. Mohamed ohne den Islam wäre nicht die gleiche

Person. Ein Muslim glaubt, dass Gott einen jeden Menschen für seine Taten zur Rechenschaft ziehen wird. Dieses Bewusstsein formt in starkem Maße die Persönlichkeit. Es schult Verantwortungsbewusstsein, aber auch Geduld und Nachsicht mit den Mitmenschen. Gott ist letztendlich der Richter, und Barmherzigkeit, die wir erhoffen, sollten wir auch üben. So ist ein Muslim, der sich nach seiner Religion richtet, für eine Frau in jeder Beziehung ein idealer Partner. Von was träumen Frauen denn? Von Sicherheit? Von einem Mann, der Verantwortung übernimmt, wo es nötig ist? Kein Trinker, kein Spieler, kein Frauenheld? Von einem Mann, für den es wichtigere Dinge gibt im Leben als ihn selbst? Ein Mann, der Gefühle nicht nur hat, sondern sich auch nicht schämt, sie zu zeigen? Lesen Sie Koran und Sunna ! Alkohol, Drogen und Glücksspiel sind für einen Muslim ohnehin tabu. Und dass er seine Blicke zu Boden werfen und seine Keuschheit wahren soll, wissen wir auch. Gefühle zu zeigen ist für einen muslimischen Mann selbstverständlich. Muslime bitten Gott in einem viel gesprochenen Gebet um ein weiches Herz, eine lobende Zunge und ein tränendes Auge. Männer weinen selbst in der Öffentlichkeit. Sei es nun aus Trauer oder aus Rührung. Es kommt auch vor, dass Vorbeter während eines Gemeinschaftsgebetes im Bewusstsein von Gottes Nähe in Tränen ausbrechen. Und auch Zärtlichkeit ist ganz natürlich. Der Prophet Muhammad küsste einmal seinen Enkelsohn Hassan im Beisein von al-Aqra' Ibn Habis at-Tamimi. „Al-Aqra' sagte: 'Ich habe zehn Kinder, aber niemals habe ich eines von ihnen geküsst.' Der Gesandte Gottes schaute ihn an und sagte: 'Wer anderen gegenüber nicht liebevoll und wohlwollend ist, dem wird auch keine Liebe und kein Wohlwollen entgegengebracht.'“

Was Verantwortung betrifft, so trägt der Mann vor Gott die Verantwortung für seine Frau und seine Familie. „Die Männer sind die Verantwortlichen für die Frauen, weil Gott den einen von ihnen mit mehr Vorzügen ausgestattet hat, als die anderen und weil sie von ihrem Vermögen hingeben.“ (4:34) „...Und es obliegt dem, dem das Kind geboren wurde, für ihre Nahrung und Kleidung auf angemessene Weise Sorge zu tragen...“ (2:233) „Der Mann beschützt seine Familie, für sie tritt er ein.“ Das heißt aber nicht, dass die Frau jeder Verantwortung enthoben ist. „Ein jeder trägt Sorge, ein jeder ist verantwortlich! ... Die Frau passt auf das Haus ihres Gatten auf ...“ Mit „Haus“ ist hier nicht das Gebäude gemeint, sondern die häuslichen und familiären Angelegenheiten schlechthin. Entscheidungen sollten von den Eheleuten gemeinsam getroffen werden, nachdem sie sich - wie im Islam allgemein üblich - miteinander beraten haben. Als Beispiel nennt der Koran das Stillen der gemeinsamen Kinder: „Und die Mütter sollen ihre Kinder zwei volle Jahre stillen. (Das gilt) für die, die das Stillen vollenden wollen. ... Und wenn sie beide in gegenseitigem Einvernehmen und nach Beratung (das Kind vorzeitig) entwöhnen wollen, dann ist es kein Vergehen für sie. Und wenn ihr eure Kinder stillen lassen wollt, so ist es kein Vergehen für euch, sofern ihr das, was ihr (als Lohn für das Stillen) vereinbart habt, in angemessener Weise bezahlt. Und fürchtet Gott und wisset, dass Gott wohl sieht, was ihr tut.“ (2:233) Gott sieht, was wir tun. Gott sieht auch, wie wir mit der Verantwortung umgehen, die er uns übertragen hat. So werden die Männer vielfach ermahnt: „Wer an Gott und den Tag des Gerichts glaubt, fügt seinem Nächsten keinen Schaden zu. Und behandelt die Frauen fürsorglich und liebevoll!“ „... und diejenigen sind die besten unter euch, die am besten zu ihren Frauen sind.“ „... und lebt mit ihnen in gütlicher ehelicher Gemeinschaft. Und wenn sie euch widerwärtig sind, so mag es sein, dass euch etwas widerwärtig ist, in das Gott viel Gutes legt.“ (4:19) Partnerschaft hat hier nichts mit Perfektion des Partners zu tun, sondern mit Verantwortung, Achtung und Zuneigung. Mann und Frau sind füreinander wie ein „Gewand“ (2:187). Dieses Bild des Koran deutet eine enge, ja körperliche Beziehung an, aber auch das Bedecken der Blöße des Partners vor den Blicken der Öffentlichkeit. „Er ist es, der euch aus einem einzigen Wesen erschaffen hat und aus ihm seinen Ehepartner machte, um bei ihm Geborgenheit zu finden. ...“ (7:189)

Ich würde immer wieder einen Muslim heiraten wollen. Und damit stehe ich nicht alleine da. Natürlich verläuft nicht jede Ehe mit einem Muslim glücklich. Glaubt man den Zeitungen, so sind eher schlechte Erfahrungen der Regelfall. Andererseits, was gäbe es auch von guten Ehen schon Auflage steigerndes zu berichten? Aber auch in meinem Bekanntenkreis gibt es schlechte Beispiele. Diese Ehen scheitern jedoch nicht am Islam, sondern am Kulturkonflikt.

Sie halten Islam und Kultur für ein und dasselbe? Ganz so einfach ist es nicht. Denken Sie nur einmal an meine drei Hochzeitsfeiern: In der kleinen Moschee der deutschen Großstadt, im großen Stil in Ägypten, als Abendessen in den Räumen einer evangelischen Kirchengemeinde. Unterschiedlicher könnten sie kaum gewesen sein. Und doch waren alle drei Feiern „islamisch“ im Sinne von in Übereinstimmung mit den Ge- und Verboten des Islam - sieht man mal von der Anwesenheit der Bauchtänzerin im schwimmenden Restaurant ab. Und da haben Sie es bereits. Das einzig klassisch-orientalische Element ist klassisch-unislamisch.

Das Gerücht, Islam und Orient seien untrennbar, ist schon geographisch nicht haltbar. Der Staat, in dem

zahlenmäßig die meisten Muslime wohnen, ist Indonesien. Dort bekennen sich fast 170 Millionen Menschen zum Islam. In Saudi Arabien dagegen sind es nur gut 14 Millionen. Auf der anderen Seite werden die Malediven als eines der ganz wenigen Länder der Welt statistisch als rein muslimisches Land geführt.

Oder denken Sie an Mauretanien, Tunesien, Syrien, den Jemen, an die Türkei, Pakistan, den Iran, aber auch an Gambia, Niger oder die Komoren. Alle diese Staaten haben einen muslimischen Bevölkerungsanteil von mehr als 90 %. Glauben Sie wirklich, dass in all diesen Staaten die gleiche Kultur gelebt wird? Glauben Sie, dass ein Muslim, der in China aufgewachsen ist, den gleichen kulturellen Hintergrund hat, wie ein Muslim aus Nigeria? Oder ein Muslim von den Fidschi-Inseln in der gleichen Kultur groß geworden ist, wie Ihre türkische Friseurin? Islam ist nicht Kultur. Islam ist Religion! Wir Deutschen neigen zur Genauigkeit. Also müssen wir auch hier genau hinsehen.

Besonders im Verhältnis der Geschlechter zueinander schlagen häufig alte regionale Strukturen durch. Der Frau werden die elementarsten Rechte abgesprochen. Und mit dem Islam hat das dann gar nichts mehr zu tun. Wenn Sie beispielsweise hören, Frauen gehörten ins Haus und hätten im Geschäftsleben nichts zu suchen, so ist das islamisch gesehen einfach falsch! Die Frau verfügt, wie wir bereits wissen, über ihr privates Vermögen und kann damit natürlich geschäftlich tätig werden. Khadidscha beispielsweise, die erste Frau des Propheten Muhammad, war sehr wohlhabend. Der Prophet war ursprünglich einer ihrer Angestellten, der sich um ihre Handelskarawanen kümmerte. Eine andere Frau des Propheten Muhammad, Zeinab Bint Dschahsch, verdiente Geld mit Handarbeiten, Gerberei, Spinnerei und Weberei. Ihre Einnahmen teilte sie in drei Teile, einen Teil spendete sie an Arme, einen Teil behielt sie fürs Haus, und den letzten Teil verwendete sie, um Rohwolle und andere Arbeitsmaterialien zu kaufen. In der Regierungszeit Omar Ibn Al-Khattabs setzte er auf dem Markt von Medina eine Frau als Schiedsrichterin für Handelsstreitigkeiten ein. Frauen waren immer schon in Forschung und Lehre tätig und waren hierbei nie auf bestimmte wissenschaftliche Bereiche beschränkt. Aisha, ebenfalls eine Frau des Propheten, war unter anderem für ihre Kenntnisse in der Astronomie bekannt. Aber auch in religionsrechtlichen Fragen war sie noch lange nach dem Tode des Propheten eine Autorität. Warum sollte eine islamische Gesellschaft auf die Fähigkeiten der Frauen, und damit der Hälfte der Menschheit, verzichten? Ganz abgesehen davon tragen muslimische Frauen Körper bedeckende Bekleidung, gerade um sich frei in der Gesellschaft bewegen zu können, und nicht, um ständig im Hause zu bleiben. Wer dann die Hausarbeit macht? Vom Propheten Muhammad, der als Vorbild für alle Muslime gilt, wird berichtet, dass er seinen Frauen bei der Hausarbeit half, wenn er die Zeit dazu hatte. Auch die viel verbreitete Sitte, dass ein Mädchen zu warten habe, bis ein Bräutigam kommt und um ihre Hand anhält, ist islamisch nicht belegbar. Ganz im Gegenteil. Schon in der Mosesgeschichte war seine zukünftige Frau diejenige, welcher Moses zuerst positiv aufgefallen war. Der Heiratsantrag wurde Moses von ihrem Vater unterbreitet. Und auch Khadidscha, die erste Frau des Propheten Muhammad, unterbreitete ihrem damaligen Angestellten den Vorschlag zur Ehe. Eine Frau kann sich ihren Bräutigam ausgucken und den Vorschlag zur Heirat unterbreiten. Das wird in vielen Hadithen bestätigt.

Die kulturelle Tradition ist jedoch im Bewusstsein der Muslime vielerorts stärker geworden, als das Vorbild des Propheten. Man kümmert sich weniger um die islamische Lehre als um das Gerede der Nachbarn. Häufig wird nicht einmal mehr versucht, kulturelles Verhalten islamisch zu rechtfertigen. Ein libanesischer Mann aus unserem Bekanntenkreis beispielsweise befahl seiner westlichen Frau: "Es reicht nicht, dass Du Muslima bist. Du musst „Libanesin“ werden." Auf der anderen Seite machen es manche Frauen solchen Männern aber auch leicht. Sie bringen ihre christliche Erziehung in Form der Nächstenliebe bis hin zur Selbstaufgabe in ihre Ehe ein, und lassen sich bereitwillig von ihren Männern ausnutzen, finanziell ebenso wie emotional. Dabei vergessen sie ganz die Rechte, die ihnen der Islam einräumt. Die Ehe unseres libanesischen Bekannten dagegen wurde mittlerweile geschieden. Die Frau hat wieder geheiratet. Ihr zweiter Mann ist ebenfalls Muslim. Aber diesmal bitte etwas religiöser!

Womit die meisten westlichen Frauen nicht umgehen können, ist der männliche Chauvinismus des Mittelmeerraumes, aus dem viele der in Deutschland lebenden Muslime ursprünglich stammen. Patriarchalisch autoritäre Familienstrukturen herrschen an allen Küsten des Mittelmeeres vor, auch auf der europäischen Seite. Denken Sie beispielsweise an Sizilien oder an Griechenland. Die Familie ist dort alles. Ihr wird jede Persönlichkeit untergeordnet. Dabei ist der Mann ganz klar der Herr im Haus. Er ist daran gewöhnt, dass weibliche Familienmitglieder ihm Respekt zollen, gehorchen und ihn im Hause gebührend bedienen. Abgesehen vielleicht von der Mutter, die eine Sonderstellung innehat. Diese Strukturen schlagen sich bei Männern in Star-Allüren nieder, die für deutsche Frauen unerträglich sind. Aber auch viele deutsche Frauen sind von zu Hause aus verwöhnt. Jahrelang ist ihnen alles von der Mama abgenommen worden. Die Selbstverwirklichung der Mutter ist an der Realität des Familienlebens gescheitert. Diese

bittere Erfahrung soll die geliebte Tochter nicht machen müssen. Für deren Karriere ist die Mutter beispielsweise gerne bereit, als kostengünstiger Babysitter für die Enkelkinder einzuspringen. Wenn denn Familie überhaupt noch Platz in der Lebensplanung der Tochter hat. Haushalt ist nicht mehr „in“. Kinder kosten Zeit und Geld. Und mit Babys kann man keine Fernreisen machen.

Seien wir mal ehrlich, die Kompromissbereitschaft ist auf keiner Seite besonders groß. Hier prallen tatsächlich zwei gegensätzliche Kulturen aufeinander, die in ihrer Unterschiedlichkeit kaum vereinbar sind. Und daran ändert sich auch nichts, wenn beide Ehepartner dem Islam angehören. Denn selbst der Islam bietet nur einen Rahmen, innerhalb dessen man sich bewegt. Nicht jeder Bereich des Zusammenlebens ist festgelegt. Zwischen erlaubt und verboten, zwischen erwünscht und unerwünscht, gibt es eine große Kategorie von Dingen, die in religiöser Hinsicht einfach egal sind. Ob die Frau den Haushalt führt oder berufstätig ist. Ob die Familie in Deutschland lebt, oder lieber im Heimatland des Mannes. Oder auch nur ob die Wohnungseinrichtung in rustikaler Eiche gehalten wird, oder lieber in modernerem Edelstahl. Keine Ehe ist ohne ein Mindestmaß an Konsens und Kompromissbereitschaft denkbar.

Ehe wird im Koran folgendermaßen beschrieben: „Und unter seinen Zeichen ist dies, dass er Ehepartner für euch aus euch selber erschuf, auf dass ihr Frieden bei ihnen fändet; und er hat Zuneigung und Barmherzigkeit zwischen euch gesetzt ...“ (30:21) Wo dieser Friede fehlt, wo die Zuneigung und die Barmherzigkeit fehlen, da kann keine Ehe existieren. Und für solche Fälle erlaubt der Islam - anders als die katholische Kirche - die Scheidung. Entgegen anders lautender Aussagen ist die Scheidung nicht nur auf Wunsch des Mannes, sondern auch auf Wunsch der Frau möglich. Viel zitiertes Beispiel dafür ist die Geschichte von Habiba bint Sahl, die sich zur Zeit des Propheten Muhammad von ihrem Mann Thabit Ibn Qais scheiden ließ. Sie sagte: „O Gesandter Gottes, ich kann Thabit nichts hinsichtlich seines Charakters oder seines Glaubens vorwerfen, aber ich fürchte, gegen die Gesetze des Islam zu verstoßen, wenn ich weiterhin seine Frau bleibe.“ Gegen Rückgabe des Brautgeschenks, das sie von Thabit erhalten hatte, wurde sie von ihm geschieden. Eine Scheidung ist im Islam recht unkompliziert. Und doch ist die Scheidung von allen erlaubten Dingen das, was Gott am meisten hasst. So sollte keine Scheidung leichtfertig ausgesprochen werden, ebenso wie auch keine Ehe leichtfertig eingegangen werden sollte.

Mohamed und ich sind unsere Ehe nicht leichtfertig eingegangen. Wir sind uns der Schwierigkeiten einer bikulturellen Ehe sehr wohl bewusst. Grundlage ist für uns beide der Islam, das heißt der Koran und die Sunna des Propheten. Kultur dagegen steht zur Diskussion. Das betrifft sowohl die ägyptische als auch die deutsche Kultur. Wir verstehen unsere Ehe als eine Chance, voneinander zu lernen. Wir versuchen, das Gute beider Kulturen miteinander zu verbinden. Bikulturelle Ehen könnten auf lange Sicht eine Brücke schlagen zwischen den Kulturen und so den zerstörerischen Tendenzen des Rassismus in der Gesellschaft entgegenwirken. Schon im Koran steht: „Oh ihr Menschen, wir haben euch aus Mann und Frau erschaffen und euch zu Völkern und Stämmen gemacht, auf dass ihr einander kennenlernen möget. ...“ (49:13) Trotz erlebter Höhen und Tiefen. Wir beide würden uns jederzeit wieder füreinander entscheiden.

Der Islam

„Zu diesem (Glauben) also rufe (sie) auf. Und bleibe aufrichtig, wie dir befohlen wurde, und folge ihren persönlichen Neigungen nicht, sondern sprich: „Ich glaube an das Buch, was immer es sei, das Gott herabgesandt hat, ...“ (42:15)

Mit unserer Heirat war Mohamed herzlich in meine Familie aufgenommen worden. Und auch Mohamed betrachtete meine Familie nun als seine Familie. Entsprechend dem islamischen Grundsatz: „Und Wir haben dem Menschen aufgetragen, gütig gegen seine Eltern zu sein....“ (29:8) führte er einen Umgangston in unserer Familie ein, der an Höflichkeit alles bisher da gewesene übertraf. Schon bald berief sich mein Vater mir gegenüber auf Mohamed: „Hör auf deinen Mann. Du musst deinen Vater respektieren.“ Und ebenso berief sich meine Oma auf Mohamed. Diesmal gegenüber meinem Vater: „Hör auf deinen Schwiegersohn und respektiere deine Mutter.“ Anfangs war Mohamed meinen Eltern fast zu freundlich. „Er sagt nie, was er wirklich denkt“, beschwerte sich mein Vater. Aber schon bald gehörte Mohamed ganz zur Familie. Alle freuten sich, wenn wir zu Besuch kamen. Dafür nahmen sie sogar die Umstellungen in Kauf, die unsere Religion erforderte. Wenn auch nicht gerade begeistert. „Dass ihr es auch immer so genau nehmen müsst!“ Aber es wurde für uns „islamisch“ gekocht. Da wir kein Fleisch essen, das nicht geschächtet wurde, also nach islamischem Ritus geschlachtet, gab es für uns Fisch oder vegetarisches Essen. Die Speisen wurden ohne „Schuss“ zubereitet, da wir ja auch keinen Alkohol zu uns nehmen. Meine Mutter schaffte Alu-Besteck an, denn Muslime essen nicht mit Silberbestecken. Meine Oma jonglierte auf Geburtstagsfeiern mit schweinehaltigen, und schweinelosen Soßen und Gerichten und silberhaltigen und silberlosen Bestecken und Schöpfkellen. „Das ist euer Platz mit eurem Besteck, und hier ist euer Essen. In dem Salat ist Wurst, von allem anderen könnt ihr nehmen.“ Sie haben sich wirklich viel Mühe gegeben. Sogar der Hund wurde angeleint, denn Hundespeichel gilt im Islam als unrein. Und selbst die Sache mit dem Kopftuch haben sie geschluckt. Auch wenn sie es wohl alle etwas albern fanden, dass ich vor „meiner“ Familie, das heißt Opa, Vater, Bruder, direkte Onkel, ohne Kopftuch erscheine, aber vor den Ehemännern meiner Kusinen flüchte, um schnell meine Haare zu bedecken. Islamisch betrachtet gehören sie nicht zu meiner direkten Familie. Die kleine Tochter meiner Kusine bat mich einmal: „Zeig mir doch bitte deine Haare!“ So gingen wir in eines der Schlafzimmer, und ich zog mein Kopftuch aus. Eine Weile lang betrachtete sie mich. Dann sagte sie: „Die sind aber nicht schön!“ Nun ja, wie sollen Haare wohl schon aussehen, nachdem sie den ganzen Abend unter einem Tuch platt gedrückt worden sind. Aber zumindest hatte sie gesehen, dass ich noch Haare habe. Was es leicht macht für mich ist das Wissen, auf diese Art Gott zu dienen. Und ich bin dankbar dafür, dass meine Familie das so hinnimmt. Die Kunst des Zusammenlebens besteht wohl darin, sich nicht zum Richter über andere aufzuspielen. Einzig meine Oma sorgte sich weiterhin um unser Seelenheil. Sie begann, das Übel Islam, das über mich gekommen war, an der Wurzel zu packen. Die Wurzel, das war für sie Mohamed, mein Mann. „Mohamed, hör mal! Wir Christen glauben ja, dass Jesus Christus unser Erlöser ist. Wie ist das denn nun eigentlich im Islam?“ Denn schließlich hatte er mir doch beigebracht, was Islam ist. Und ich gab nur das wieder, was ich von ihm gehört hatte. „Ihr habt doch bei euch auch Christen. Hast du denn schon einmal die Bibel gelesen?“ Sehr zu meinem Ärger war auch sie davon überzeugt, dass meine Entscheidung für den Islam doch nicht so ganz unabhängig von meinem Interesse für Mohamed gewesen sei. Mohamed hatte schon einmal die Bibel gelesen. Und so begannen die beiden, Islam und Christentum zu diskutieren. Bald stellte sich heraus, dass Mohamed ihre Ansichten über Moral und adäquates Verhalten eher teilte, als der „ungläubige“ Rest der Familie. „Ich lasse doch kein unverheiratetes Pärchen unter unserem Dach in einem Zimmer übernachten. Und wenn sie zwanzig Mal die Freunde von meinem Enkel sind und das zu Hause auch dürfen. Wo sind wir denn!“ Glaube verbindet. Später einmal sprach sie mit Mohamed über den Tod und das Gottvertrauen, das es braucht, ihm angstfrei entgegenzusehen. Und bis heute versichert sie uns immer wieder: „Ich bete für Euch, Kinder.“ Ich finde das lieb.

Die Toleranz meiner Familie vermisste ich dagegen in der Gesellschaft sehr. Der Islam und seine Anhänger sind nicht gerade beliebt in Deutschland. Mein Mann und ich beschlossen, etwas gegen dieses Negative Image zu tun. Meine Mutter kommentierte: „Da haben sich die Richtigen gefunden. Zwei Idealisten, die glauben, die Welt verändern zu können.“ Tatsächlich glaubte ich damals noch, wenn die Muslime nur offen genug auf die deutsche Gesellschaft zuzugingen, würden sich die Deutschen schon irgendwann an uns gewöhnen. Schließlich haben sie sich doch auch an italienische Pizzas und türkisches Pidebrot gewöhnt. Wenn sie nur erst einmal verstehen würden, was der Islam eigentlich ist ... Tatsächlich interessieren sich - ähnlich wie meine Oma - vor allem Kirchenleute für die islamischen „Kollegen“ bzw. die islamische „Konkurrenz“. Deren Präsenz ist besonders in Großstädten überdeutlich spürbar. Einige kirchliche Ju-

gendtreffs werden zu fast 90% von muslimischen Jugendlichen genutzt. Die Mitarbeiter sind damit völlig überfordert. Und die Finanzträger sehen nicht ein, die Freizeitgestaltung für die Jugend der Moscheegemeinden zu zahlen. So wird der Kontakt zu den islamischen Gemeinden gesucht. Kirchenleute besuchen Moscheen und bieten immer wieder Seminare zu islamischen Themen an, zu denen auch Muslime eingeladen werden. In erster Linie geht es darum, Berührungspunkte abzubauen, die andere Seite besser kennen zu lernen und Ansprechpartner zu finden, auf die man im Bedarfsfall zurückgreifen kann. Die evangelische Kirche hat sogar einen Pastor als hauptamtlichen Islamreferenten eingestellt. Mohamed und ich begannen, an kirchlichen Dialogveranstaltungen teilzunehmen. Wenn wir nicht über unseren Glauben sprechen, wer tut es dann? Wir erzählten von Gott, den Propheten und dem Koran. Von der Schöpfung des Menschen aus Erde. Besteht nicht der Mensch aus den gleichen chemischen Substanzen wie die Erde? Und zerfällt nicht deshalb unser Körper einmal wieder zu Erde? Und spiegeln sich nicht die Erdtöne in unseren Hautfarben wieder? Wir erzählten von unserem Glauben an Engel, von Gott aus Licht erschaffene Geschöpfe, die ihm dienen. (Ob sie wohl mit Lichtgeschwindigkeit reisen?) Und von unserem Glauben an den Jüngsten Tag, an dem wir alle Gott gegenüberstehen werden. Aber wir erzählten auch von unserem Alltag, den täglichen Gebeten, dem Fasten im Monat Ramadan und den Problemen in der deutschen Gesellschaft. Gegenseitiges kennenlernen baut Vorurteile ab und schafft Sympathien. Ein älterer Herr sagte uns, nachdem Mohamed und ich in seiner Baptistengemeinde einen Vortrag über den Islam gehalten hatten: „Ich bete für Sie, dass Gott Sie auf den rechten Weg führen möge!“ Er meinte es gut. Ebenso gut wie Mohamed, der ihm freundlich antwortete: „Und ich bete für Sie, dass Gott Sie auf den rechten Weg führen möge.“ Wir haben nie versucht, die Grenzen zwischen den Religionen zu verwischen. Bei allen Gemeinsamkeiten wird es doch immer Unterschiede geben. Schließlich leiten sich unsere Religionen aus Offenbarungstexten ab, die sich nicht wegdiskutieren lassen. Das sollte einer Zusammenarbeit jedoch nicht im Wege stehen, wenn es um gesellschaftliche Fragen geht. In diesem Sinne werden immer häufiger gemeinsame Friedensgebete oder ähnliche Veranstaltungen organisiert. Vor allem wird aber von beiden Seiten immer wieder Aufklärungsarbeit geleistet, um das Zusammenleben zu erleichtern. So besuchen beispielsweise Schulklassen Moscheen oder laden islamische Gäste ein. Ich habe einmal an einem Projekt mitgearbeitet, wo Schulklassen in 1 1/2 Stunden die Grundlagen des Islam beigebracht wurden. Kinder sind ein dankbares Publikum. Sie sind noch wenig vorbelastet von den gängigen Vorurteilen. So fragen sie: „Wie bringen denn die Muslime die vielen Pilger in Mekka unter?“ oder „Wenn man Fußball spielt, muss man sich danach erneut zum Gebet reinigen?“ Jugendliche fragen da schon anders: „Was halten Sie von Khomeini?“ oder „Was sagen Sie zur Frage der Menschenrechte im Islam?“ Tatsächlich beschränken sich die in den Diskussionen angesprochenen Themen mit zunehmendem Alter der Teilnehmer auf gängige Medienthemen. Und was die Medien interessiert, wissen wir ja! Je sensationeller, je fremder, je provokativer, desto besser für die Einschaltquote und den Sender. Da werden Tatsachen verdreht, verzerrt oder weggelassen. Eine Gewerkschaftsdemonstration in Algerien wird als Bildbeweis für die Begeisterung der Algerier für Saddam Husseins Golfkrieg eingeblendet. Es kann ja keiner die arabischen Transparente lesen. Ein muslimisches Ehepaar, das sich an einem parkenden Auto vorbei zwängt, wird mit den Worten kommentiert: „Die muslimische Frau muss hinter dem Manne gehen.“ Im Schulfernsehen schwappt der „Bazillus“ Islam vom Sudan nach Ägypten über. Und der SPIEGEL titelt einen Artikel über Türkinnen in der BRD „Knüppel im Kreuz; Kind im Bauch.“

Es gibt jedoch auch löbliche Ausnahmen. Vor allem das Radio bemüht sich häufig um objektive Berichterstattung und Originalstimmen. Man lässt Muslime zu Wort kommen, wenn es um den Islam geht. Der WDR hat sogar einmal - in Zusammenarbeit mit Herrn Professor Falaturi - ein dreiteiliges Programm mit Koranlesungen gesendet.

Einmal wurde ich in die Talkshow bei Ilona Christen eingeladen. Das Thema „Frauen und Islam“ war für das Team selbst aufregend und interessant. Das war nicht zu übersehen. Schon in der Garderobe durchbrachen wir Muslime die tägliche Routine. Wie verkabelt man Frauen mit Kopftuch? Kann ein Techniker ihnen die Kabel unter der Bluse befestigen? Wohl kaum. So gab dann der Techniker nur die Anweisungen, während eine andere Mitarbeiterin die Arbeit erledigte. „Ein bisschen höher. Ein bisschen nach rechts. Dann nimm halt mehr Klebeband, wenn es nicht hält.“ Und wie knipst man ein Mikrofon am Kopftuch fest, ohne dass ständig der Stoff darüber rauscht? Aber auch dieses Problem wurde nach etlichen Versuchen gelöst. Na, zumindest die Maske konnte sich nicht beklagen. Make-up wurde an diesem Tage gespart. Muslimische Frauen schminken sich nicht in der Öffentlichkeit. Und dann konnte es losgehen. Frau Christen war sehr freundlich. Wenn sie auch am Anfang etwas Schwierigkeiten hatte, uns auseinander zu halten: „Sie sehen alle so gleich aus.“ Außer mir waren noch vier weitere Frauen eingeladen: eine syrische Frauenärztin und drei Türkinnen: eine Boutiquebesitzerin, eine Jurastudentin und eine Abiturientin, wobei die beiden letzteren ohne Kopftuch auftraten. Frau Christen und ihrer Redaktion ging es hauptsächlich

darum, aufzuzeigen, dass auch gläubige muslimische Frauen selbständig sein können, wenn sie sich von kulturellem Ballast befreien. So drehte sich das Gespräch mit der Ärztin und der Boutique-Besitzerin um berufliche Chancen für muslimische Frauen. Die Jura-Studentin dagegen berichtete von ihren Erfahrungen in ihrem traditionellen Elternhaus. Sie hatte die „muslimischen“ Traditionen in ihrer Familie als unterdrückend und frauenfeindlich empfunden. Frau Ilona Christen bemühte sich redlich, den Unterschied zwischen den persönlichen Erlebnissen dieser Frau und den islamischen Vorschriften herauszuarbeiten. Islamisch darf beispielsweise eine Frau nicht gegen ihren Willen verheiratet werden. Die Eltern dieser Studentin hatten es trotzdem versucht. Einmal hatten sie einen von ihnen bevorzugten Heiratskandidaten eingeladen. Aber die angehende Juristin war ihn gut wieder losgeworden: „Dann habe ich ihm Salz statt Zucker in den Tee getan.“ Der vierte Gast, die Abiturientin wurde dagegen sehr frei erzogen. Der Islam spielte in ihrem Leben keine große Rolle, und ich wurde natürlich gefragt: „Wie kommt man als Deutsche zum Islam?“ Natürlich reicht die Redezeit in diesen Talkshows nicht einmal ansatzweise aus, um ein Thema wie den Islam umfassend zu erörtern. Was hängen bleibt ist mehr der Grundtenor der Diskussion. Und der war - für mein Empfinden - recht positiv.

Ein anderes Mal drehte ein Journalistenteam für das WDR-Fernsehen einen Bericht über Mohamed und mich, der später in der Sendereihe „Gott und die Welt“ ausgestrahlt wurde. Nachdem wir den Medien immer kritisch gegenübergestanden hatten, hatten wir nun plötzlich die Chance, es besser zu machen. Die Journalisten sahen das ebenso. Wir verbrachten Stunden mit Diskussionen und Planungen. Gezeigt werden sollte ausnahmsweise mal der Alltag. So wurde in unserer Wohnung gefilmt. Mohamed und ich wurden zu unseren persönlichen Ansichten zum Islam und unserer Lebensgeschichte interviewt. Im Bericht wurde dieser Teil mit einem Ausschnitt des Videobandes unserer Hochzeitsfeier in Ägypten unterlegt. Wir stehen im Ohren betäubenden Lärm der Trommeln auf der Straße vor dem Hause meiner Schwiegereltern, umringt von unseren Gästen. Dann wurde aufgenommen, wie wir Freunde bewirteten. Sogar die Schuhe vor der Tür wurden im Bild festgehalten. Auch das Fernsighteam hatte die Schuhe abgelegt. Und allen hat es gut geschmeckt, was Mohamed da so gekocht hatte. Er kocht tatsächlich bis heute besser als ich. Die Tatsache, dass er als Mann das Essen zubereitet hatte, wurde sogar im Bericht erwähnt. „Schon der Prophet Muhammad hat seinen Frauen im Haushalt geholfen.“ Und dann wurde an der Uni gedreht. Zuerst sollte mein täglicher Weg filmisch dargestellt werden. Nun hatte ich mich aber schon an der Uni mit dem Team getroffen. Was also tun? Das Team baute die Kamera an der Straßenbahn-Haltestelle auf, wartete auf die nächste einfahrende Bahn und erklärte dem Fahrer, er möge doch bitte die Türen hinter mir schließen und dann noch einmal öffnen, so dass ich beim Aussteigen gefilmt werden könne. „Hier wird gedreht!“ Die Leute blieben auf der Straße stehen, um sich das anzusehen. Ich fühlte mich wie ein Filmstar. Dieses Gefühl verschwand jedoch gleich wieder, als mich im Arabischkurs unser Lehrer vor laufender Kamera nach den nagelneuen Vokabeln fragte, die ich natürlich in all der Aufregung noch nicht gelernt hatte. In der Moschee schließlich sagten Sabine und ich noch ein paar Sätze zu unseren Erfahrungen in der deutschen Gesellschaft. Eigentlich war alles sehr gut gelaufen. Aber als dann der Sendetermin kam, saßen Mohamed und ich doch recht angespannt vor dem Fernseher. Wir wussten noch nicht, was von dem vielen aufgenommenen Material für den Bericht verwendet worden war. Denn der sollte nur gut fünf Minuten lang werden. Und auf den Schnitt und die Bildkommentare hat man ja leider keinen Einfluss mehr. Und doch war es dank der guten Zusammenarbeit mit den Journalisten ein schöner Beitrag geworden. Ruhiger, alltäglicher und ehrlicher als so mancher Sensationsbericht. Selbst Jahre nach der Ausstrahlung wurde ich noch vereinzelt von Fremden angesprochen, die das Programm gesehen hatten und mich wiedererkannten.

Auf jeden Fall war dieser Bericht eine willkommene Abwechslung zu den üblichen Programmen, die immer wieder bei den gleichen Vorurteilen enden: Rückständigkeit, Frauenfeindlichkeit, Gewalt und Krieg. Und immer wieder fallen die gleichen Namen: Khomeini, Saddam Hussein, der Sudan. Glauben Sie nicht, ich sei naiv und würde die Realitäten der Welt nicht sehen. Muslim zu sein, bedeutet nicht, seine Kritikfähigkeit zu verlieren. Auch ich heiße nicht alles gut, was im Namen des Islam auf der Welt geschieht. Wir alle wissen, wieviel Korruption und Terror es in den „islamischen“ Ländern gibt. Aber wurden nicht auch im Namen des Christentums jahrhundertlang Menschen verfolgt, gefoltert und hingerichtet? Wurden nicht reiche Beutezüge unternommen, Menschen versklavt und unterdrückt? Denken Sie an die Kreuzzüge, an die Kolonialisten, an die Inquisition. Oder an die Kämpfe in Nordirland, korrupte „christliche“ Politiker oder „christliche“ Kriegsherren. Sind Sie Christ, lieber Leser? Wie können Sie sich noch Christ nennen und damit diese Verhaltensweisen unterstützen? Eine dumme Frage. Sie haben recht. Wir alle wissen, dass das eine nichts mit dem anderen zu tun hat. Nicht alles, was mit dem Etikett „christlich“ versehen wird, ist auch tatsächlich christlich motiviert, ganz zu schweigen von der Vereinbarkeit mit der christlichen Lehre.

Warum aber werden türkische Kinder an deutschen Schulen nach der türkischen Kurdenpolitik gefragt? Oder nach Saddam Husseins Krieg? Was haben diese Kinder damit zu tun? Was habe ich damit zu tun? Muss ich die Akteure rechtfertigen, nur weil sie das gleiche Bekenntnis auf den Lippen führen, wie ich? Nicht alles, was mit dem Etikett „islamisch“ versehen wird, ist auch tatsächlich islamisch motiviert. Ganz zu schweigen von der Vereinbarkeit mit der islamischen Lehre. Sehen Sie bitte genau hin. Es ist zwar sehr schmeichelhaft für uns, dass Sie alle Muslime für selbstlose, fromme Menschen halten, deren einziges Handlungsmotiv der Islam ist. Das entspricht aber nicht der Realität. Auch Muslime sind Menschen. Und etliche von ihnen betrachten den Islam als angeborene Eigenschaft, vergleichbar der Nationalität. Fragen Sie türkische Teenager nach ihrer Religion. Viele werden Ihnen antworten: „In meinem Pass steht Muslim.“ Darin schwingt schon mit, dass die Religion außer dem Eintrag im Pass kaum Spuren im Leben hinterlässt. Es gibt „muslimische“ Kommunisten, Sozialisten, Nationalisten, Säkularisten. Ja, es gibt sogar „muslimische“ Atheisten. Zumindest steht auch in deren Pass „Muslim“. Ein „islamischer“ Staat ist auch nichts weiter, als ein Staat mit überwiegend muslimischer Bevölkerung. Schieben Sie die Ungerechtigkeiten, die in einigen dieser Staaten geschehen, nicht dem Islam in die Schuhe. In der Regel geht es einzig und allein um politische Machtinteressen. Unterdrückt und im Keim erstickt wird dort jede Opposition, die an den Privilegien der regierenden Schicht rüttelt. Das betrifft auch muslimische Oppositionelle.

Natürlich gibt es überall auch solche Muslime, die sich wünschen, ihr Staat würde „islamisch“ regiert, also entsprechend dem Koran und der Sunna des Propheten Muhammad. Die Logik, die hinter diesem Wunsch steht, erklärt mein Mann folgendermaßen: „Wenn Sie einen Mercedes hätten, und der ginge kaputt, was würden Sie für die Reparatur zu Rate ziehen? Das Handbuch für diesen Mercedes oder lieber ein Handbuch von Ford oder Opel? Natürlich würden Sie das Handbuch des Herstellers wählen. Schließlich kennt der sein Produkt am Besten. Wenn man nun die Welt verbessern will, so ziehe man ebenfalls das Handbuch des Herstellers zu Rate. Gott hat die Welt erschaffen. Und er hat uns im Koran die Anleitung geliefert, wie wir mit ihr umzugehen haben.“

Meine Mutter beklagt sich über diese Weltsicht: „Dass die Muslime immer Religion und Politik vermischen müssen“ Wir vermischen Religion und Politik nicht. Religion kommt von Gott, aber Politik wird von Menschen gemacht. Islam ist Religion. Islam ist die Hingabe an den einen Gott. Er hat uns erschaffen, und zu ihm kehren wir zurück. Ich glaube an alle Propheten, die Gott in seiner Barmherzigkeit gesandt hat, um die Menschheit immer und immer wieder rechtzuleiten: Adam, Noah, Abraham, Moses, Jesus und Muhammad, um nur einige zu nennen. Ich glaube an die Schriften, die ihnen offenbart wurden. Und ich glaube auch, dass sich Religion im täglichen Leben bemerkbar machen sollte. Wir leben, um Gott zu dienen (51:56). Unter Gottesdienst versteht ein Muslim dabei nicht nur Beten, Fasten, Spenden und Pilgern, sondern auch Lernen, Arbeiten, Freundlichsein. „Die Taten sind entsprechend den Absichten, und jedem Menschen (gebührt), was er beabsichtigt hat...“ Wer Gutes tut, wird im Diesseits und im Jenseits belohnt. Ich glaube an die Verantwortung, die jeder einzelne Mensch trägt, für sich selbst und in der Gesellschaft, sei er nun Theologe, Bauer, Kaufmann oder auch Politiker. Religiös und politisch engagiert zu sein, schließt sich nicht aus. Ganz im Gegenteil. Es ergänzt sich. Denn ein Mensch, der sich seiner religiösen Verantwortung vor Gott und den Menschen bewusst ist, kann sich auch seiner politischen Verantwortung in der Gesellschaft nicht entziehen. Sei es nun als Wähler oder als politisch Aktiver. Oder auch nur, indem er schweigt und anderen die Entscheidungen überlässt. Wir vermischen nicht Religion und Politik. Wir sind einfach nur realistisch. Jeder Politiker und jeder Wähler hat eine Grundhaltung, sei sie nun religiös oder auch nicht, die sich natürlich in seinen politischen Vorstellungen widerspiegelt und seine Handlungen beeinflusst. Das ist auch im Westen kein Geheimnis. Denken Sie doch nur an christlich motivierte politische Arbeit, etwa im Bereich des Asylrechts oder in der Debatte über Schwangerschaftsabbrüche. Ebenso möchten auch gläubige Muslime ihren Glauben in die Politik einbringen. Der Koran und die Sunna des Propheten bieten - ähnlich dem Alten Testament - präzisere Richtlinien an, als das im Neuen Testament der Fall ist. Und wo ein Muslim keine Richtlinien findet, da sucht er nach Präzedenzfällen, bildet Analogieschlüsse und gebraucht seinen Verstand. Diese Vorgehensweise geht auf folgendes Hadith zurück: Ein Mann namens Mu'adh wurde als Gouverneur in den Jemen entsandt. Der Prophet fragte ihn, wonach er seine Herrschaft richten wolle. Er antwortete: „Nach dem Gesetz des Koran.“ „Und wenn du dort keine Regeln findest?“ fragte der Prophet. „Dann urteile ich nach der Sunna des Propheten.“ „Und wenn du auch in der Sunna nichts findest?“ „Dann werde ich mich um ein eigenes Urteil bemühen“, antwortete Mu'adh. Da erhob der Prophet seine Hände und rief: „Preis sei Gott, der den Boten des Propheten erleuchtet.“ In diesem Sinne ist eine islamische Politik durchaus denkbar. Und auch eine islamische Regierung ist denkbar. Wo die Muslime in der Mehrheit sind, warum sollten sie nicht regieren?

Was dann aus den Minderheiten werden soll unter einer regierenden islamischen Mehrheit? Welche Min-

derheiten meinen Sie? Mit Rassismus hat der Islam zum Glück keine Probleme. Muhammad, der Prophet Gottes, vertrat eine zur damaligen Zeit in der arabischen Gesellschaft revolutionäre Ansicht: alle Menschen sind gleichwertig vor Gott. Im Koran steht: „Oh ihr Menschen, wir haben euch aus Mann und Frau erschaffen und euch zu Völkern und Stämmen gemacht, auf dass ihr einander kennenlernen möget. Wahrlich, vor Gott ist von euch der Angesehenste, welcher der Gottesfürchtigste ist. Wahrlich, Gott ist Allwissend, Allkundig.“ (49:13) Nicht Rasse, Abstammung, Herkunft, Vermögen, Stärke oder das Geschlecht sind entscheidend. Der Beste vor Gott ist der Frömmste. So war es möglich, einen Schwarzafrikaner und ehemaligen Sklaven zum ersten Gebetsrufer zu machen oder eine Frau zum Schiedsrichter auf dem Markt oder zum Lehrer der Religion. Der Prophet Muhammad sagte: „Hört auf euren Befehlshaber und gehorcht ihm, auch wenn es ein abessinischer Sklave sein sollte, der wie eine vertrocknete Weintraube aussieht!“ Was für ein Potential steckt in dieser Haltung! Jeder, gleich wer er ist, bringt seine Fähigkeiten zum Wohle aller ein.

Was ist aber nun mit den religiösen Minderheiten? Mit den Nichtmuslimen? Ein islamischer Staat ist ein Rechtsstaat. Der Prophet Muhammad hat gesagt: „Einem Befehl darf nur Folge geleistet werden, wenn er im Einklang mit Recht und Gesetz steht.“ Religiöse Minderheiten sind als solche geschützt. Der Koran garantiert ihnen respektvollen Umgang, eine beschränkte Rechtsautonomie und ansonsten Gleichheit vor dem Gesetz.

Was die Zahlung der islamischen Pflichtabgabe, der Zakat betrifft, die jeder Muslim, ob Mann oder Frau, ab einem gewissen Mindestvermögen leisten muss, so sind nichtmuslimische Bürger eines islamischen Staates natürlich davon befreit. Ebenso wie sie auch vom Wehrdienst befreit sind. Sie können der Armee beitreten, müssen jedoch nicht. Die hier zugrunde liegende Überlegung ist sehr einfach. Die islamische Armee verteidigt definitionsgemäß die Ideale des islamischen Staates. Von Andersgläubigen kann nicht erwartet werden, für diese Ideale mit ihrem Leben einzutreten. Dagegen haben selbstverständlich alle Bürger des islamischen Staates, auch die Nichtmuslime, ein Recht auf Schutz durch eben diese Armee. Ebenso wie sie auch ein Recht auf andere staatliche Leistungen haben, wie Infrastruktur, Bildungssystem und im Bedarfsfall auch Sozialhilfe. Als Ausgleich für diese Leistungen zahlen männliche wehrfähige Männer, die sich dafür entscheiden, keinen Wehrdienst zu leisten, eine Ersatzabgabe an den Staat, sofern sie dazu finanziell in der Lage sind. Die Höhe dieser Abgabe wird - wie die islamische Pflichtabgabe - nach den Vermögensverhältnissen des Einzelnen gestaffelt, bleibt aber unter dem Zakât-Satz.

Beruflich haben Andersgläubige die gleichen Chancen, wie Muslime auch. Christen bekleiden sogar Ministerposten in muslimischen Staaten. Nur Staatsoberhaupt können sie nicht werden. Was ja auch kein Wunder ist. Schließlich repräsentiert das Staatsoberhaupt das Volk. Deshalb ist in Argentinien beispielsweise nur ein Angehöriger der Katholischen Kirche als Präsident oder Vizepräsident wählbar, und auch Könige dürfen ihre Religion nicht frei wählen. Der König von Schweden hat evangelisch zu sein, der König von Griechenland Mitglied der östlich-orthodoxen Kirche, und der König von Thailand Buddhist, um nur einige Beispiele zu nennen.

Das religiöse Empfinden der Andersgläubigen ist grundsätzlich zu achten. Im Koran heißt es: „Und schmäht die nicht, welche sie statt Gott anrufen, sonst würden sie aus Groll ohne Wissen Gott schmähen....“ (6:108) Achtung und Wertschätzung gegenüber den „Schriftbesitzern“, das heißt den Anhängern der göttlichen Offenbarungsreligionen, entspricht ohnehin der Logik des Islam, in dem der Glaube an alle Propheten Gottes und die ihnen offenbarten Bücher ebenso verbindlich ist, wie der Glaube an Gott selbst. < „Wahrlich, diejenigen, die glauben (an die Botschaft Muhammads) und die, die Juden sind, und die Christen und die Sabäer, wer (auch immer) an Gott und den Jüngsten Tag glaubt und Gutes tut, die haben ihren Lohn bei ihrem Herrn, und sie brauchen keine Angst zu haben noch müssen sie traurig sein.“ (2:62) Das steht im Koran. So gilt für alle Menschen der gleiche Maßstab: Glaubt und tut Gutes! Richter ist und bleibt Gott allein.

Freie Religionsausübung wird selbstverständlich gewährt. Heiratet ein Muslim eine jüdische oder christliche Frau, so ist auch ihr freie und uneingeschränkte Religionsausübung garantiert. Ein muslimischer Mann muss seiner christlichen Ehefrau beispielsweise einen sonntäglichen Kirchgang ermöglichen, und wenn er sie selbst zur Kirche bringen müsste. Eine Ehe zwischen einer muslimischen Frau und einem nicht-muslimischen Mann dagegen ist nicht zulässig. Der nicht-muslimische Mann unterliegt natürlich keinerlei islamischen Vorschriften zur Achtung der Religion seiner Frau, so dass eine muslimische Frau in der Ehe mit einem andersgläubigen Manne ständig um ihre Religionsfreiheit fürchten müsste. In einer solchen Ehe gäbe es für sie keine Rechtssicherheit. Die Ehefrau bliebe abhängig vom Wohlwollen ihres Partners. Andersgläubige sind grundsätzlich nicht dazu verpflichtet, islamische Vorschriften einzuhalten, solange es sich um private Angelegenheiten handelt. So ist christlichen Bürgern im islamischen Staat

te, im Gegensatz zu den muslimischen Bürgern, Alkoholgenuss erlaubt. Sie dürfen im Fastenmonat Ramadan während des Tages essen, und die Frauen können anziehen, was sie wollen. Nur bitte nicht in der Öffentlichkeit

Sie halten das für eine Einschränkung der persönlichen Freiheit? Es ist das gute Recht eines jeden Staates, die persönliche Freiheit seiner Bürger dort einzuschränken, wo das allgemeine Volksempfinden für Recht und Ordnung betroffen wird. Bekleidungsvorschriften? Versuchen Sie einmal, ohne jegliche Kleidung in Ihre Hauptgeschäftsstraße einkaufen zu gehen. Was denken Sie, was passieren wird? In Deutschland nennt sich das „Erregung öffentlichen Ärgernisses“. Was nun genau das öffentliche Ärgernis erregt, bestimmt die legitimierte Volksvertretung. Das ist in einem islamischen Staat mit islamischer Mehrheitsregierung nicht anders. Jedem Land steht es frei, die Grenzen zwischen erlaubt und unerlaubt entsprechend dem Volksempfinden zu ziehen. Alkoholverbot? In den USA hatte sich Anfang dieses Jahrhunderts eine Mehrheit für die Prohibition gefunden. Zur Zeit besteht dort ein Rauchverbot in öffentlichen Gebäuden und Einrichtungen. Und sogenannte „harte Drogen“ sind praktisch überall auf der Welt verboten. Aber auch da hat jeder Staat das Recht auf eigene Regelungen, wie man am Beispiel des liberalen Hollands sehen kann. Achtung des muslimischen Fastenmonats in der Öffentlichkeit? Wissen Sie, dass auch der deutsche Staat seinen Bürgern, gleich welcher Religion, die Achtung der christlichen Feiertage vorschreibt? An Sonn- und Feiertagen ist beispielsweise der Betrieb von Videotheken und Autowaschanlagen verboten. An den „Stillen Feiertagen“ dürfen von 5-13 Uhr, bzw. von 5-18 Uhr keine Märkte, gewerblichen Ausstellungen, Sportveranstaltungen, Volksfeste, etc. abgehalten werden. Kleintierzüchter müssen bei Zuchtschauen auf Unterhaltungsmusik verzichten. Und sogar Wohnungsumzüge sind verboten. Kirchen gelten in Deutschland als Wahrzeichen. Wissen Sie, dass in ihrer unmittelbaren Nähe keine Baugenehmigung für Gebäude erteilt wird, die den Kirchturm überragen würden? Und haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, warum Kirchenglocken in Deutschland weniger ruhestörend sind als beispielsweise ein islamischer Gebetsruf?

Jeder Staat hat das Recht, das religiöse Empfinden seiner Bürger zu schützen. So auch der islamische Staat. Solange jedoch das öffentliche Interesse nicht berührt wird, gilt für Juden und Christen im islamischen Staat der koranische Grundsatz, dass eine jede Gemeinschaft sich nach der ihnen offenbarten Schrift zu richten habe (5:43ff). Daraus wird eine beschränkte Rechtsautonomie abgeleitet, die vor allem das Familien- und Erbrecht umfasst. Christliche Männer dürfen beispielsweise in islamischen Staaten keine vier Frauen heiraten, sondern nur eine, wie es der kirchlichen Lehre entspricht.

Auch Deutschland gewährt religiösen Gemeinschaften eine gewisse Autonomie. Artikel 137, Absatz 3, der Weimarer Verfassung, Bestandteil des Deutschen Grundgesetzes, bestimmt: „Jede Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig innerhalb der Schranken des für alle geltenden Gesetzes. Sie verleiht ihre Ämter ohne Mitwirkung des Staates oder der bürgerlichen Gemeinde.“

Denken Sie an das Kirchenrecht. Christliche Kirchen haben grundsätzlich das Recht, über Mitgliederfragen, Anerkennung von Eheschließungen und -scheidungen oder über die Verwendung der - vom Staat erhobenen - Kirchensteuer eigenständig zu entscheiden. Die Kirche besetzt Ämter und vergibt Arbeitsstellen. Religionslehrer beispielsweise werden zwar vom Staat bezahlt, aber von der Kirche eingestellt und auch entlassen. So geschehen und vom Bundesarbeitsgericht bestätigt im Falle der Kündigung einer katholischen Religionslehrerin, die gegen die katholische Lehre verstieß, indem sie einen geschiedenen Mann heiratete.

Deutlicher wird das Prinzip der religiösen Autonomie jedoch noch am Beispiel des jüdischen Beth Din. Der Beth Din ist ein religiöser Gerichtshof, der innerjüdische Angelegenheit unabhängig vom jeweiligen Landesrecht entscheidet, etwa Zugehörigkeit zur jüdischen Gemeinschaft oder Gültigkeit von Eheschließungen und -scheidungen. Er kann auch bei Auseinandersetzungen zwischen Mitgliedern der Jüdischen Gemeinde, z.B. im kaufmännischen Bereich, angerufen werden. Dabei basieren die Entscheidungen der Richter auf dem überlieferten jüdischen Recht. Gegenwärtig unterhalten die jüdischen Gemeinden in mehreren europäischen Staaten Beth Din. In Deutschland gibt es seit 1994 wieder einen jüdischen Gerichtshof mit Sitz in München. Bei Konflikten mit Nichtjuden gilt natürlich weiterhin das Urteil der staatlichen Rechtsprechung.

Tatsächlich entspricht die Funktion des Beth Din in Deutschland genau dem islamischen Ideal von religiöser Autonomie. Innergemeinschaftliche Angelegenheiten werden innerhalb der Gemeinschaft nach eigenem Recht geregelt. Wobei natürlich weiterhin der Rechtsweg offen steht, sollte sich jemand übervorteilt fühlen. Ansonsten gilt gleiches Recht für alle Bürger, gleich welcher Religion sie angehören.

Das System der islamischen Toleranz gegenüber den religiösen Minderheiten hat sich geschichtlich be-

währt. Das Paradebeispiel dafür ist Spanien, das im tiefsten europäischen Mittelalter unter muslimischer Herrschaft eine Blüte der Wissenschaft und Kunst erlebte, die ganz Europa kulturell bereicherte. Erst das friedliche Zusammenleben und -wirken der Juden, Christen und Muslime unter muslimischer Herrschaft machte diese Entwicklung möglich. 800 Jahre Islam in Spanien, von denen die christliche Reconquista in kürzester Zeit alle Spuren vernichtete. Wo sind die muslimischen Menschen geblieben?

Christliche und jüdische Minderheiten dagegen haben im Orient 1400 Jahre Islam überdauert. In Marokko leben bis heute die Nachkommen jener Juden, die vor den ethnischen Säuberungen der spanischen Reconquista ins muslimische Nordafrika flüchteten. In Ägypten residiert seit jeher der Patriarch der koptischen Kirche, in Jerusalem der Patriarch der orthodoxen Kirche. Kirchengebäude haben Jahrhunderte von muslimischer Dominanz unbeschadet überstanden. Und Neubauten bezeugen die Lebendigkeit der christlichen Gemeinden im Orient. Christen sind ein fester Bestandteil der Gesellschaft. Muslimische Kinder drücken mit christlichen Kindern die Schulbank, muslimische Mütter kaufen beim christlichen Laden um die Ecke ihre Haushaltswaren ein, und muslimische Väter diskutieren mit ihren christlichen Nachbarn die Lokalpolitik. Trotz Reconquista, Kreuzzügen und Konflikten mit christlichen Kolonialmächten leben Christen und Muslime durchweg bis heute friedlich zusammen, wo Machtbestrebungen verschiedener politischer Gruppierungen religiöse Toleranz nicht verdrängt haben.

Sie denken, in einem islamischen Staat dürfe ja sowieso niemand den Mund aufmachen? Wie kommen Sie denn darauf? Natürlich gibt es auch in einem islamischen Staat ein Grundrecht auf freie Meinungsäußerung. Nur wer die Freiheit der Meinungsäußerung, insbesondere die Pressefreiheit oder die Lehrfreiheit zum Kampfe gegen die Grundordnung missbraucht, verwirkt diese Grundrechte. Die Freiheit der Lehre entbindet nicht von der Treue zur Verfassung. Nachzulesen u.a. im deutschen Grundgesetz Artikel 18 (Verwirkung von Grundrechten) sowie Artikel 5 (Meinungsfreiheit), Absatz 3. In einem islamischen Staat nimmt der Koran einen Stellenwert ein, der etwa dem der Verfassung eines westlichen Staates gleichkommt. So wie das deutsche Volk das Grundgesetz beschlossen hat, so hat das Volk eines Staates, dessen Wähler in freien demokratischen Wahlen mehrheitlich für eine islamische Regierung stimmen, sich für den Koran und die Sunna des Propheten Muhammad als Staatsordnung entschieden. Und darauf basiert auch das gesamte Rechtssystem. Denn die Gesetzgebung ist an die verfassungsmäßige Ordnung, die vollziehende Gewalt und die Rechtsprechung an Gesetz und Recht gebunden. Nachzulesen u.a. wörtlich im deutschen Grundgesetz Artikel 20 (Grundlagen staatlicher Ordnung), Absatz 3.

Das islamische Recht - Zivil-, Straf-, Handels- und sonstiges Recht - bewegt sich im Rahmen der Vorgaben aus Koran und Sunna, ist jedoch in der Anwendung anpassungsfähig und flexibel. Ermessensspielraum! Das muss es auch sein, wenn es in der Praxis anwendbar sein soll. Dabei gilt es grundsätzlich, die Rechte des Einzelnen gegen die Rechte der Gesellschaft abzuwägen. Wir Westler tendieren dazu, die persönliche Freiheit überzubewerten. Eine deutsche Ärztin - keine Muslima - sagte mir einmal: „Freiheit ist immer relativ. In Deutschland kann ich niemals alleine im Park spazieren gehen, nachdem die Sonne untergegangen ist.“ Tatsächlich ist Freiheit ohne eine ordnende Kraft in der Gesellschaft nicht möglich. Jeder hat das Recht auf die freie Entfaltung seiner Persönlichkeit, soweit er nicht die Rechte anderer verletzt und nicht gegen die verfassungsmäßige Ordnung oder das Sittengesetz verstößt. Nachzulesen u.a. wörtlich im deutschen Grundgesetz, Artikel 2 (Handlungsfreiheit, Freiheit der Person), Absatz 1. Das Sittengesetz mag dabei in einem islamischen Staat etwas umfassender sein als in Deutschland, wo kaum noch etwas gegen die gute Sitte verstößt. Das heißt jedoch nicht, dass die Menschenrechte davon berührt werden.

Was ist eigentlich falsch an unseren Menschenrechten? Dass sie nicht von Menschen definiert sind? Dass sie nicht der jeweiligen Zeit angepasst werden können? So wie im Nazideutschland oder unter dem südafrikanischen Apartheidsystem? Unsere Menschenrechte sind nicht mit 2/3 Mehrheit abzuschaffen. Unser Asylrecht ist unveränderlich im Koran verankert: „Und wenn einer von den Götzendienern dich um Schutz bittet, dann gewähre ihm Schutz, bis er das Wort Gottes vernommen hat. Sodann geleite ihn zu einem Ort, wo er sicher ist...“ (9:6) Und das gilt sogar im Kriegsfall für den direkten Feind. Ebenso fest verankert ist die Bekenntnisfreiheit: „Es gibt keinen Zwang im Glauben.“ (2:256) Die Gleichheit vor dem Gesetz: „O dir ihr glaubt! Seid standhaft in Sachen der Gerechtigkeit und Zeugen Gottes, auch wenn es gegen euch selbst oder eure Eltern oder nahe Verwandte sein sollte. Ob es sich um reich oder arm handelt, Gott ist ihnen ein besserer Beschützer. Und folgt nicht niederen Begierden, damit ihr gerecht handeln könnt. Und wenn ihr (die Wahrheit) verdreht oder umgeht, dann ist Gott wahrlich wohl vertraut mit dem, was ihr tut.“ (4:135) Das Recht auf Leben: „...und nehmt kein Leben, was Gott für verboten erklärt hat, es sei denn nach dem Recht...“ (6:151) Das entsprechende Grundrecht liest sich im deutschen Grundgesetz Artikel 2, Absatz 2 wie folgt: „Jeder hat das Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit. Die

Freiheit der Person ist unverletzlich. In diese Rechte darf nur aufgrund eines Gesetzes eingegriffen werden.“

Sie fragen, was denn mit dem Strafrecht sei? Natürlich gibt es in einem islamischen Staat ein Strafrecht. Wir leben in der Realität. Und auch unter Muslimen gibt es Diebe, Betrüger und Mörder. Im Koran steht: „...Und wenn Gott nicht die Menschen in Zaum halten würde, die einen durch die anderen, dann wären gewiss Klöster und Kirchen und Synagogen und Moscheen zerstört worden, in denen unablässig der Name Gottes angerufen wird. ...“ (22:40) Der Staat hat die Pflicht, seine Bürger zu schützen und ihre Rechte zu wahren. Straftäter werden vom Staat verfolgt und haben Anspruch auf eine ordentliche Gerichtsverhandlung.

Sie halten einige Strafen für überzogen und antiquiert? Was denn zum Beispiel? Die Todesstrafe auf Ehebruch? Die Todesstrafe gibt es in vielen Staaten, inklusive einiger Bundesstaaten der USA, dem Vorreiter der westlichen Welt. Und auch laut deutschem Grundgesetz dürfte theoretisch durch Gesetz in das Recht auf Leben eingegriffen werden. Einen Menschen zu töten ist jedoch keine leichte Sache. Im Koran steht darüber: „... Wer einen Menschen tötet - es sei denn als Sühne für einen Mord oder um Unheilstiften auf Erden zu verhindern -, dann ist es, als ob er die gesamte Menschheit getötet habe. Und wer einen Menschen am Leben erhält, dann ist es, als ob er die gesamte Menschheit am Leben erhalten hätte. ...“ (5:32) Die Sunna definiert nur drei Tatbestände, bei denen das Gericht die Todesstrafe aussprechen kann. Es handelt sich hierbei um Tatbestände, die in einem islamischen Staat die Ordnung existentiell bedrohen: 1. Leben gegen Leben. Mutwilliges Töten bedroht nicht nur das Recht auf Leben jedes einzelnen Bürgers, sondern kann auch noch Blutfehden auslösen, die den Landesfrieden bedrohen. Auf vorsätzlichen Mord steht die Todesstrafe (2:178+179). 2. Das Verlassen des islamischen Glaubens. Wenn in einem islamischen Staat der den Glauben Verlassende offen gegen den Islam rebelliert, der dort ja die vom Volk gewählte Verfassung ist, ist das je nach Sachlage zumindest verfassungsfeindlich, wenn nicht gar Hochverrat. Und darauf kann, falls keinerlei Reue gezeigt wird, ebenso wie in vielen anderen Staaten auch, die Todesstrafe stehen. Und 3. Ehebruch begangen von Verheirateten. Ehebruch zerstört Familien und bedroht damit die Basis des gesellschaftlichen Zusammenhalts. Ehe und Familie stehen unter dem besonderen Schutze der staatlichen Ordnung. Nachzulesen u.a. wörtlich im deutschen Grundgesetz, Artikel 6, Absatz 1. In einem islamischen Staat wird Ehebruch dann strafrechtlich verfolgt, wenn vier zuverlässige Zeugen mit unzweifelhaftem Ruf den Geschlechtsakt selbst eindeutig gesehen haben. Was wohl kaum möglich sein dürfte, es sei denn, er hat in aller Öffentlichkeit stattgefunden und somit auch noch offen gegen das Sittengesetz verstoßen. Sollten sich nur drei Zeugen für den Ehebruch finden, müssen sich diese wegen Verleumdung verantworten. Und Verleumdungsstrafen sind hoch. Selbst der Ehepartner, der in ein Schäferstündchen hinein platzt, kann nur eine Scheidung erwirken, aber keine strafrechtliche Verfolgung. Verurteilungen sind in der Praxis wohl nur bei Selbstanzeige möglich. Das kommt vor, weil ein Muslim glaubt, dass ihm die Entgegennahme der Strafe im Diesseits die Strafe im Jenseits erspart. „Unzucht“ soll übrigens auch im Bezirk Gem County im US-Bundesstaat Idaho wieder strafbar werden. Laut SPIEGEL soll dort ein Staatsgesetz von 1921 zur Anwendung kommen, nach dem auf jeglichen Geschlechtsverkehr zwischen Unverheirateten bis zu sechs Monate Gefängnis stehen.

Hand abhacken bei Diebstahl? Die Logik des Handabhackens liegt nicht nur im Gedanken der Abschreckung. Haben Sie einmal erlebt, was es heißt, im Gefängnis zu sitzen? Das Schlimmste für den Gefangenen ist wohl die Isolation, das plötzliche Herausgerissenwerden aus dem gewohnten Umfeld. Darunter leidet nicht nur er selbst, sondern auch seine Familie. Resozialisierungsprogramme helfen dem Gefangenen nach Verbüßung seiner Strafe, sich wieder im Leben zurechtzufinden. Oder in dem, was von seinem Leben übrig geblieben ist. Das Hand abhacken erscheint dagegen als eine Art „Betriebsunfall“. Der Delinquent verbleibt bei seiner Familie in seiner gewohnten Umgebung und hat die Möglichkeit, sofort ein neues Leben zu beginnen. Diese Strafe ist in jedem Falle ein brauchbarer Schutz vor Rückfälligkeit. Sie schützt nicht nur die Gesellschaft vor Verbrechen, sondern auch den Täter selbst vor allzu leichtfertigem Umgang mit Recht und Gesetz. Und glauben Sie nicht, das Handabhacken beträfe jeden kleinen Ladendieb. Zur Verhängung dieses Strafmaßes sind schon hohe Werte an Diebesgut nötig, die sich ein Täter ohne ersichtliche

Zwangslage wiederholt aneignet. Der zweite Kalif Omar setzte seinerzeit die Diebstahlstrafe des Handabhackens zeitweilig ganz außer Kraft, als im Lande eine Hungersnot herrschte. Diebstahl aus der Staatskasse ist übrigens auch von diesem Strafmaß ausgenommen. Staatseigentum ist Volkseigentum. Der Dieb gehört zum Volk. Damit bestiehlt er sich im gewissen Sinne selbst. Zumindest hat er einen Anteil am Eigentumsrecht. Davon ist natürlich die Pflicht zur Rückzahlung des gestohlenen Betrages nicht betroffen.

Und das Privatrecht? Männer dürfen ihre Frauen schlagen? Der betreffende viel zitierte Koranvers lautet übersetzt: „Die Männer sind die Verantwortlichen für die Frauen, weil Gott den einen von ihnen mit

mehr Vorzügen ausgestattet hat, als die anderen und weil sie von ihrem Vermögen hingeben. Darum sind tugendhafte Frauen jene, die demütig (Gott) ergeben sind, die in Abwesenheit das bewahren, was Gott ihnen zu bewahren aufgab. Und jene, von denen ihr Widerspenstigkeit befürchtet, ermahnt sie, haltet euch fern von ihren Liegestätten und schlägt sie. Und wenn sie euch (wieder) gehorchen, so trachtet nach keinem anderen Mittel gegen sie. Wahrlich, Gott ist der Erhabene, der Allerhöchste. Und wenn ihr Zwietracht zwischen den Eheleuten befürchtet, dann setzt einen Schiedsrichter aus (den Reihen) seiner Angehörigen und einen Schiedsrichter aus (den Reihen) ihrer Angehörigen ein. Wenn sie eine Versöhnung wollen, dann wird Gott einen Ausgleich zwischen ihnen herbeiführen. Wahrlich, Gott ist wissend, kundig.“ (4:34+35) Tatsächlich ist der ganze Vers charakteristisch für die Ehe im Islam. Der Mann trägt die Verantwortung für Frau und Familie und gibt von seinem Vermögen. Dafür erwartet er von seiner Frau, dass sie ihn nicht hintergeht und ihm nicht schadet. Das Ideal! Was aber nun tun, wenn die Ehe vom Ideal abweicht und es zum Konflikt zwischen den Ehepartnern kommt? Ein Ehekrach kann in den besten Familien vorkommen. Leider enden Ehekräche überall auf der Welt zu oft mit einer weinenden Ehefrau und einem zerknirschten Ehemann, der in einem Moment des Gefühls der hilflosen Wut die Kontrolle verloren, seinen Aggressionen Luft gemacht und zugeschlagen hat. Moderne Psychologen versuchen, diesen Männern Wege aufzuzeigen, wie sie mit ihren Aggressionen umgehen können: „Redet über eure Probleme.“ und „Gewinnt erstmal etwas Abstand voneinander.“ Genau das und nichts anderes tut der Koran hier, wenn er bestimmt: „ermahnt sie“ und „haltet euch fern von ihren Liegestätten“. Er lenkt die Aggressionen in geregelte Bahnen. Zum Schlagen selbst sollte es erst gar nicht kommen. Der Prophet Muhammad sagte: „Eine Anzahl von Frauen sind an meine Familienmitglieder herangetreten mit Beschwerden über die schlechte Behandlung durch ihre Ehemänner. Jene (Männer) gehören nicht zu den Guten unter Euch.“ „... und diejenigen sind die besten unter euch, die am besten zu ihren Frauen sind.“ Und: „Der Starke ist nicht der, der den anderen zu Boden wirft, sondern der, der sich selbst in der Gewalt hat, wenn er zornig ist.“ Sollte es den Eheleuten nicht möglich sein, ihre Meinungsverschiedenheiten beizulegen, werden von beiden Seiten Vermittler hinzugezogen. Der Streit bleibt jedoch auch weiterhin in der Familie, und wird nicht in die Öffentlichkeit hinausgetragen. Wichtigstes Ziel ist der Erhalt der Ehe und der Familie. Dazu dient auch eine dreimonatige Frist, bis eine einmal ausgesprochene Scheidung volle Gültigkeit erlangt.

Aber falls es denn gar nicht mehr geht, befürwortet der Koran einen sauberen Schlussstrich. „Wenn dann ihre Frist abgelaufen ist, dann nehmt sie in Güte zurück oder trennt euch in Güte von ihnen und nehmt zwei rechtschaffene Leute von euch zu Zeugen, und legt Zeugnis vor Gott ab. Damit soll der ermahnt sein, der an Gott und den Jüngsten Tag glaubt, und dem, der Gott fürchtet, schafft er einen Ausweg.“ (65:2)

Muslimen dürfen mit vier Frauen gleichzeitig verheiratet sein? Auch das ist kein Gebot, sondern lediglich eine situationsbezogene Erlaubnis. Im Koran steht: „Und wenn ihr befürchtet, dass ihr die Waisen nicht gerecht behandeln könnt, dann heiratet Frauen, so wie es euch gut erscheint, zwei, drei oder vier. Doch wenn ihr befürchtet, sie nicht (alle) gleich behandeln zu können, dann (heiratet nur) eine, ... Dies kommt dem am nächsten, dass ihr kein Unrecht begeht.“ (4:3) Von der Ehe mit mehr als einer Frau rät der Koran also tatsächlich sogar ab. Der Prophet Muhammad selbst bat seinen Schwiegersohn Ali öffentlich, keine zweite Frau neben seiner Tochter Fatima zu heiraten. Aber betrachten Sie doch einmal die Realität. Wieviele Männer haben denn real zwei Frauen, und wollen weder auf die eine noch auf die andere verzichten. Und zumindest die „zweite“ Frau, die ohne Trauschein, weiß das sehr wohl und akzeptiert die Lage, wie sie ist. Eine „zweite“ Frau ohne jegliche rechtliche Ansprüche. Sehr praktisch für den Mann. Nicht aber für die Frau. Und denken sie einmal an die Kinder einer solchen außerehelichen Beziehung. Sicher, gesetzlich sind sie den ehelichen Kindern gleichgestellt, aber was tun, wenn die Mutter den Namen des Vaters partout nicht preisgeben will? Wie kann dann das Grundgesetz in Artikel 6, Absatz 5 „die gleichen Bedingungen für ihre leibliche und seelische Entwicklung“ garantieren? In Deutschland wurde im Sommer 1996 vom Karlsruher Verfassungsgericht diskutiert, ob ein Kind das Recht darauf hat, zu erfahren, wer sein leiblicher Vater ist oder nicht. Geklagt wurde von den Müttern, die einen Einbruch in ihre Intimsphäre fürchten. Was ist mit den Rechten des Kindes? Materiell und auch emotional? Und mit den Rechten des Vaters, der vielleicht auch nichts davon weiß, dass er Vater ist? Ich bitte Sie, ist es da nicht besser, eine außereheliche Beziehung legalisieren zu können? Recht muss sich an der Realität orientieren, um lebbar zu bleiben. Vorhandene Probleme verschwinden nicht durch Verdrängung ihrer Existenz. Wir brauchen brauchbare Lösungsansätze. Und die bietet das islamische Recht.

Vielleicht haben Sie auch irgendwo gehört, dass der Islam die Sklaverei nicht verbietet. Wenn Sie von der Theorie ausgehen, stimmt das sogar. Sklaverei war zur Zeit des Propheten Muhammad in der arabischen Gesellschaft, wie auch sonst auf der Welt, selbstverständlich. So gab es also Sklaven. Der Islam garantierte ihnen einen rechtlichen Status, der die Sklaverei nominell zwar nicht abschaffte, de facto jedoch aufhob. Sklave zu sein, war kein Makel. Sklaven waren berühmte Pädagogen, Künstler und stiegen sogar

in Regierungspositionen auf. Sie hatten das Recht, sich durch Arbeit „freizukaufen“. Dazu wurde die Freilassung von Sklaven als gute Tat gepriesen und als Buße für Vergehen vorgeschrieben. Sogar Gelder der Zakat werden koranisch zur Befreiung von Sklaven aufgewendet (9:60). Da Neuversklavung freier Bürger dagegen untersagt ist, spielte die Sklaverei im islamischen Herrschaftsbereich früh keine Rolle mehr. Anders als beispielsweise in den USA. Dort hat man erst im letzten Jahrhundert versucht, den Status Quo der Sklaverei von heute auf morgen aufzuheben. Dazu war ein blutiger Bürgerkrieg nötig. Die Folgen dieser Sklavenbefreiung sind heute noch in der amerikanischen Gesellschaft spürbar. Die ehemaligen Sklaven, die schwarze Bevölkerung der USA, bilden die soziale Unterschicht, gekennzeichnet durch mangelnde Bildung und schlechtere Aussichten auf dem Arbeitsmarkt. Von Chancengleichheit kann keine Rede sein.

Sie haben auch gehört, der Islam sei eine kriegerische Religion? Der Islam unterstützt grundsätzlich das Recht auf Selbstverteidigung: „Erlaubt ist (der Kampf) denen, die bekämpft werden, weil ihnen Unrecht getan worden ist. Und wahrlich, Gott hat die Macht, ihnen zum Sieg zu verhelfen.“ (22:39) Jeder hat ein Recht darauf, seine Person, seine Familie und seinen Besitz zu verteidigen. Geht es um die Existenz des Islam schlechthin, wird aus diesem Recht eine Pflicht. Die totale Mobilmachung. „Zu kämpfen ist euch vorgeschrieben und es ist euch widerwärtig. Doch es mag sein, dass euch etwas widerwärtig ist, was gut ist für euch, und es mag sein, dass euch etwas lieb ist, was schädlich ist für euch. Und Gott weiß (es), doch ihr wisst (es) nicht.“ (2:216) Auch im Westen hält kaum einer, wenn er auf die rechte Wange geschlagen wird, obendrein noch die linke hin. Sonst wäre wohl ein Rüstungsetat in der derzeitigen Höhe nicht erforderlich. Das Recht auf Selbstverteidigung ist jedoch kein Freibrief für Kriegsverbrechen. Der Koran ist da sehr klar: „Und kämpft auf dem Pfad Gottes gegen diejenigen, die gegen euch kämpfen, doch übertretet nicht (das Maß). Wahrlich, Gott liebt nicht diejenigen, die (das Maß) übertreten.“ (2:190) Das Ziel der Wiederherstellung von Recht, Ordnung und Frieden darf nie aus den Augen verloren werden. Racheakte oder Erbfeindschaften entsprechen nicht der islamischen Logik: „Wenn sie aber aufhören, so ist Gott verzeihend, barmherzig. Und kämpfet gegen sie, bis es keine Verfolgung (mehr) gibt und die Religion (allein) Gottes ist. Wenn sie aber aufhören, so soll es keine Gewalttätigkeit geben außer gegen diejenigen, die unrecht tun.“ (2:192+193) „Und wenn sie sich dem Frieden zuwenden, so wende auch du dich ihm zu und setze dein Vertrauen auf Gott. Wahrlich, Er ist der Allhörende, der Allwissende.“ (8:61) „Und wenn einer von den Götzendienern dich um Schutz bittet, dann gewähre ihm Schutz, bis er das Wort Gottes vernommen hat. Sodann geleite ihn zu einem Ort, wo er sicher ist. Dies (gebietet dir Gott), weil es Leute sind, die nicht Bescheid wissen.“ (9:6) Der viel zitierte „Jihaad“ dagegen ist das „Sich anstrengen“ auf dem Weg Gottes schlechthin. Er hat mehr mit Bekämpfung der eigenen Trägheit zu tun, als mit militärischen Auseinandersetzungen.

Der Islam kennt auch keine zwangsweise Missionierung. „Es gibt keinen Zwang im Glauben. Der richtige Weg ist nun klar erkennbar geworden vom unrichtigen. Wer also nicht an falsche Götter glaubt, an Gott aber glaubt, der hat gewiss den sichersten Halt ergriffen, bei dem es kein Zerreißen gibt. Und Gott ist hörend, wissend.“ (2:256) Natürlich wünschen wir unseren Mitmenschen das Beste. Und das ist aus unserer Sicht der Islam. Aber Mission im Islam, das ist „Da'wat ilal Imaan“, die Einladung zum Glauben. Wir erzählen Ihnen von Gott und dem Islam. Denken können Sie allein. Wir halten nichts von Gehirnwäschen. Deshalb gibt es meines Wissens auch keine Selbsthilfegruppen für „Aussteiger“ und „Islamgeschädigte“.

Niemand versucht, Ihnen etwas aufzudrängen, was Sie nicht möchten. Auch eine islamische Mehrheitsregierung in Deutschland steht mit drei Prozent Bevölkerungsanteil der Muslime an der deutschen Gesamtbevölkerung wohl außer Frage. Wir bitten Sie nur darum, benutzen Sie den Verstand, der Ihnen gegeben wurde. Hüten Sie Sich vor vorschnellen Verurteilungen. Denken Sie nach! Nehmen Sie die Herausforderung des Islam an! Und informieren Sie Sich aus erster Hand, bevor Sie Sich eine Meinung bilden.

Was man vor allem dem islamischen Recht immer wieder vorwirft, ist sein Alter. Aber nicht alles, was älter ist, muss deshalb auch automatisch schlechter sein. Das Römische Recht, das Corpus Juris Civilis, auf dem unser westliches Recht basiert, stammt ebenfalls aus dem 6. Jhd. nach Christi Geburt. Und die Zehn Gebote, die Moses dem Volk Israel verkündete, werden auf das 2. Jahrtausend vor Christi Geburt datiert. Gleichwohl sind sie immer noch aktuell. Die Natur des Menschen scheint sich in den letzten paar tausend Jahren nicht so sehr weiterentwickelt zu haben, wie wir es gerne glauben machen. Bitte denken Sie auch einmal darüber nach.

Die Muslime

„Und haltet euch allesamt fest am Seil Gottes und zersplittert euch nicht und gedenket der Gnade Gottes, die Er euch erwiesen hat, als ihr Feinde wart und Er eure Herzen in Liebe vereinte, so dass ihr durch Seine Gnade zu Brüdern wurdet. Damals wart ihr am Rande einer Feuergrube und Er errettete euch daraus. So macht Gott euch Seine Zeichen klar, damit ihr vielleicht rechtgeleitet werden möget.“ (3:103)

Das arabische Wort „Islam“ hat nicht umsonst den gleichen Wortstamm wie das Wort „Salam“ - Friede. Im Islam liegt wirklich eine großartige Chance für ein friedliches Zusammenleben. Leider ist davon in der Praxis zur Zeit wenig zu sehen.

Wissen Sie, manchmal werde auch ich es müde, immer und immer wieder zu erklären, wie der Islam nun wirklich ist. Denn immer und immer wieder bekommt man zur Antwort: „Aber mein marokkanischer Nachbar, der macht das ganz anders.“ Oder: „Die türkischen Schüler in meiner Klasse, die erzählen mir da ganz andere Dinge.“ Und wie soll man das widerlegen? Die Theorie der islamischen Lehre ist klar und nachschlagbar. Die Praxis der Muslime dagegen ist immer für Überraschungen gut. „Die leben hier, wie in ihrem anatolischen Dorf.“ Tatsächlich spiegeln sich im Verhalten der Muslime häufig mehr dörfliches Brauchtum wieder, als islamische Lehre. Denn ebenso wie sich nicht jeder Christ mit der Bibel auskennt, so kennt sich auch nicht jeder Muslim mit dem Koran aus. Und ebenso wie die christliche Lehre von Traditionen überlagert wurde, die mit der Bibel nicht viel zu tun haben, so wurde auch die koranische Lehre im Laufe der Jahrhunderte mit kulturellen Traditionen überlagert, die heute von vielen Gläubigen als Teil des Islam verstanden werden, obwohl sie es im Sinne der Offenbarungsreligion gar nicht sind.

Nehmen Sie zum Beispiel das Weihnachtsfest. Wer erinnert sich nicht gern an die festlichen Tage, die Plätzchen und die Geschenke, die das „Christkind“ brachte. Ein Fest, ohne das man sich den Dezember kaum vorstellen kann. Weihnachten ist fest im Kirchenjahr verankert, obwohl es in der Bibel mit keinem Wort erwähnt wird. Weder zu Lebzeiten Jesu noch in den frühen Gemeinden wurde die Geburt Jesu gefeiert. Was unserer Freude an dem Fest jedoch keinen Abbruch tut. Ja, selbst die Kirchen stellen Weihnachtsbäume auf und verteilen Geschenke. Osterhasen und Ostereier blieben in der Bibel gleichermaßen unerwähnt. Trotzdem schmücken wir alle Jahre wieder Hühnereier mit Farben und Mustern. Eier symbolisierten übrigens schon lange vor dem christlichen Ostern die fruchtbare Frühlingszeit. Noch heute haben sie ihren Platz im alten persischen Frühlingsfest. Neben frischem Grün und anderen Frühlingsboten.

So ist das auch, wenn Muslime den „Geburtstag des Propheten Muhammad“ in der Moschee feiern und den Kindern Süßigkeiten schenken, oder wenn Bräute ihre Hände am Vorabend der Hochzeit mit Henna-Malereien schmücken. Grundsätzlich schaden diese Bräuche ja auch niemandem. Unschön wird es erst, wenn eine türkische Familie trauert, weil das Neugeborene „nur“ ein Mädchen ist. Blieben nicht auch dem Propheten „nur“ Töchter, nachdem seine Söhne schon im Kleinkindalter verstarben? Und hat er diese Töchter nicht über alles geliebt? Ärgerlich ist auch, wenn einer naiven Studentin von Geschäftemachern größere Geldbeträge abgeschwatzt werden für Amulette, die vor Bösem schützen sollen. Da werden beispielsweise blaue Steine oder Anhänger in der Form der „Hand der Fatima“, der jüngsten Prophetentochter, angeboten. Alles Unsinn! Jeder Muslim betet fünfmal täglich zu Gott: „Dich allein bitten wir um Beistand.“ (1:5) Glücksbringer sind der islamischen Lehre ebenso fremd wie Horoskope, Wahrsagerei oder auch „Heiligenverehrung“. Nur Gott allein ist der Anbetung würdig. Und selbst der Prophet Muhammad wird im Koran aufgefordert: „Sprich: Ich kann mir selbst weder Gutes noch Schlechtes zufügen außer dem, was Gott will. Und wenn ich Wissen um das Verborgene hätte, hätte ich Gutes für mich angehäuft, und kein Übel würde mich treffen. Ich bin fürwahr nichts anderes als ein Warner und ein Verkünder froher Botschaft für ein Volk, das gläubig ist.“ (7:188)

Die Muslime in Deutschland stammen aus allen Teilen der Welt. Und von überall her haben sie ihre traditionellen Vorstellungen mitgebracht. Meistens ist ihnen gar nicht bewusst, dass diese nichts mit dem Islam zu tun haben. Schließlich wird doch in der Moschee das gleiche gelehrt. Die Moschee ist für ausländische Muslime ein Stück Heimat. Während man sich in der deutschen, häufig als feindlich wahrgenommenen Umgebung nie richtig verstanden gefühlt hat, ist die Moschee ein Platz der Ruhe. Hier spricht man die gleiche Sprache. Hier denkt man auf die gleiche Weise. So haben die Araber ihre Moscheen, ebenso wie die Türken, die bosnischen Muslime oder die Iraner. Die Trägervereine dieser Moscheen sind „kulturelle“ Vereine. „Kulturell“ werden sie von den Vereinsgründern genannt, weil bei der Bezeichnung „islamisch“ in den deutschen Ämtern immer noch alle Alarmglocken klingeln. Tatsächlich trifft der Begriff „kulturell“ den Charakter der meisten Vereine jedoch ganz gut.

Eine meiner ersten Erfahrungen mit Moscheen war die, nicht verstanden zu werden. Deutsch wird vor allem von der älteren Generation kaum gesprochen. Meistens reicht es gerade noch für die Frage: „Du Heirat Muslim?“, unterstützt durch einen Zeigefinger, der in Richtung meines Eheringes deutet. Dann folgt auch hier das obligatorische: „Ach so!“, jedoch wesentlich erfreuter, als ich es von Nicht-Muslimen gewöhnt bin. In der arabischen Moschee bin ich „ägyptisch“ geworden, in der türkischen Moschee „türkisch“. Oder doch vielleicht „arabisch“? Schließlich ist mein Mann ja Araber. Oder ... Nun ja, „richtig“ deutsch bin ich auf jeden Fall nicht mehr. Oder doch ...? Die Tatsache, dass ich keinen „islamischen“ Namen trage, verwirrt. Ich zumindest fühle mich kein bisschen ägyptisch. Und ich habe auch nicht die geringste Lust, türkisch, arabisch oder sonst etwas zu werden. Und warum sollte ich meinen Namen ändern? Es stimmt zwar, dass der Prophet Muhammad seinerzeit einigen neuen Muslimen andere Namen gegeben hat. Das betraf jedoch hauptsächlich Namen, die eine sehr schlechte oder unislamische Bedeutung hatten. Mein Name ist weder unislamisch, noch hat er eine schlechte Bedeutung. Warum sollte es also nicht eine Muslima geben, die Anja heißt? Tatsächlich werden deutsche Muslime selten reibungslos in bestehende islamische Gemeinschaften integriert. Sie sind unbequem, diese Deutschen. Immer pochen sie auf den Koran und die Sunna. Hundertundfünfzigprozentige! Und alles wollen sie verändern. Sie betreiben in der Moschee Koranexegese auf Deutsch, geben Hausaufgabenhilfe und ermutigen die Mädchen, sich weiterzubilden, anstatt nur ihren häuslichen Pflichten nachzugehen. So macht sich der deutsche Einfluss auch noch im letzten bisschen Heimat breit. Als ob es nicht schon draußen genug Deutsche gäbe. Die Reaktion der deutschen Muslime ist häufig Abgrenzung. Sie wollen nichts mit volkstümlichen oder nationalen Vereinen zu tun haben. Aber in die deutsche Gesellschaft passen sie auch nicht mehr so richtig. So schließen sie sich in eigenen Vereinen zusammen. Manche besinnen sie sich auf den alten Orient zurück. Männer kleiden sich mit Pumphosen, langen Hemden und Turban. Und Frauen basteln für ihre Kinder Beduinenzelte mit Zubehör, damit diese spielerisch lernen, wer ihre „Vorfahren“ sind. Zwar stammten die ersten Muslime aus Mekka, das zur Zeit des Propheten Muhammad eine blühende Handelsstadt war, und kein Beduinenlager, aber so genau braucht man es nun wieder doch nicht zu nehmen. Und langsam aber sicher schafft die deutsche islamische Gemeinde ein deutsches Äquivalent zu den orientalischen Vereinen, diskutiert über Goethe und den Islam, textet deutsche Volkslieder um und bastelt „Ramadan-Kalender“ nach dem Vorbild der Adventskalender, bei denen das Kind jeden Tag ein Türchen öffnen darf. Diese Vereine mögen alle ihre Berechtigung haben. Der Rahmen des Islam ist weit. Und jeder hat das Recht, seine Sprache zu sprechen und seine Kultur zu leben. Darüber geht nur leider viel vom Gedanken der islamischen Gemeinschaft, der „Umma“, verloren. Im Koran heißt es: „Und haltet euch allesamt fest am Seil Gottes und zersplittert euch nicht und gedenket der Gnade Gottes, die Er euch erwiesen hat, als ihr Feinde wart und Er eure Herzen in Liebe vereinte, so dass ihr durch Seine Gnade zu Brüdern wurdet. Damals wart ihr am Rande einer Feuergrube und Er errettete euch daraus. So macht Gott euch Seine Zeichen klar, damit ihr vielleicht rechtgeleitet werden möget.“ (3:103) Der Islam ist eine gesellschaftsbildende Religion. Ziel ist nicht, so exklusiv wie möglich zu sein. Ganz im Gegenteil. Es gilt, einen möglichst großen Konsens zu finden. Muslime müssen gemeinsam arbeiten, nicht gegeneinander. Gott warnt uns ausdrücklich im Koran: „Und seid nicht wie jene, die sich in Gruppen gespalten haben und uneins geworden sind, nachdem klare Beweise zu ihnen gekommen waren. ...“ (3:105) Natürlich ist nicht jeder Muslim gleich. Nicht jeder kleidet sich gleich, kocht die gleichen Gerichte oder spricht die gleiche Sprache. Und das sollte auch so sein. Wie könnten wir sonst voneinander lernen? Steht nicht schon im Koran: „Oh ihr Menschen, wir haben euch aus Mann und Frau erschaffen und euch zu Völkern und Stämmen gemacht, auf dass ihr einander kennenlernen möget. Wahrlich, vor Gott ist von euch der Angesehenste, welcher der Gottesfürchtigste ist. Wahrlich, Gott ist Allwissend, Allkundig.“ (49:13) Im Islam hat es immer schon Vielfalt gegeben. Und wir können viel voneinander lernen. Ohne neue Impulse, ohne Diskussionen kommt jede geistige oder gesellschaftliche Entwicklung zum Stillstand. Das betrifft auch den politischen Diskurs. Aufgabe der islamischen Gemeinschaft ist es, die verschiedenen Strömungen zum Wohle aller in eine Gesellschaft zu integrieren. Auch der Prophet Muhammad lernte von seinen Gefährten und ließ Diskussionen zu. Von der berühmten Schlacht bei Badr, wo es zur offenen Konfrontation zwischen einer zahlenmäßig weit überlegenen mekkanischen Streitmacht und den Muslimen gekommen war, berichtet Muhammad Hussein Haikal in seinem Buch „Das Leben Muhammads (sas)“ folgendes über die Wahl des Lagerplatzes: „Als sie (die Muslime) den ersten Brunnen von Badr erreichten, stieg Muhammad dort ab. Al Hubab Ibn Al Mundhir Ibn Al Dschamuh war ortskundig; als er sah, wo der Prophet abstieg, fragte er: „O Gesandter Allahs, ist dies ein Ort, an dem dich Allah absteigen lässt, so dass wir davon weder nach vorne noch nach hinten abweichen dürfen, oder ist es nur eine Frage der persönlichen Meinung, des Krieges und der Kriegslist?“ Muhammad antwortete: „Es ist eine Frage der persönlichen Meinung, des Krieges und der Kriegslist.“ Da sagte er: „O Gesandter Allahs, dies ist kein Lagerplatz; geh mit deinen Leuten weiter, bis du zum den Kuraihs (den Mekkanern) am nächsten gelegenen Brunnen kommst. Dort machen wir Halt, schütten dann die

dahinter liegenden Brunnen zu und bauen dann darum eine Art Becken, das wir mit Wasser füllen. Wenn wir dann die Leute bekämpfen, können wir trinken und sie nicht.“ Muhammad erkannte, dass Al Hubabs Rat richtig war, erhob sich mit seinen Begleitern und folgte der Ansicht seines Gefährten. Durch dieses sein Verhalten machte er seinen Leuten deutlich, dass er ein ganz gewöhnlicher Mensch wie sie war, und dass sie sich durch Beratung untereinander eine Meinung bilden sollten und er ohne ihre Ansicht keine Entscheidung treffen würde, ja er sogar des guten Rates eines von ihnen bedurfte.“ Tatsächlich waren selbst prominente Vertreter der frühen islamischen Gemeinschaft nicht immer einer Meinung. Der Prophet verglich einmal Abu Bakr Siddiq wegen seiner Milde und Bereitschaft zur Vergebung mit den Propheten Abraham und Jesus, und Omar Ibn Al-Khattab wegen seiner Härte und Konsequenz mit den Propheten Noah und Moses. Trotz ihres unterschiedlichen Charakters hatten sowohl Abu Bakr Siddiq als auch Omar Ibn Al-Khattab eine hervorragende Stellung in der islamischen Gemeinschaft inne und bekleideten nach dem Tode des Propheten Muhammad als erste das Amt des Kalifen. Das heißt, sie folgten ihm nach in der Führung der Umma, der Gemeinschaft der Muslime. Gab es damals unter den Muslimen Meinungsverschiedenheiten, so wurden diese ausdiskutiert und Pro und Kontra abgewogen. Hatte man dann einmal eine bestimmte Entscheidung getroffen, so wurde diese Entscheidung von allen getragen. Niemand zog sich beleidigt zurück, weil man nicht auf ihn gehört hatte. Heutzutage dagegen pochen Dörfler auf eine bestimmte Handhaltung beim Gebet oder eine bestimmte Farbe des Kopftuchs und gründen einen Verein nach dem anderen. Als ob es nicht wahrhaftig wichtigere Probleme gäbe.

Das wollten wir an der Uni besser machen. So gründeten wir einen eigenen Verein ... Es fing alles an mit dem mittäglichen Pflichtgebet, das, da mittags, oft in die Vorlesungszeit an der Uni fiel. Rein theoretisch kann man natürlich überall beten. Aber etwas Privatsphäre wäre schon nicht schlecht. So suchte ich mir meistens einen gerade leeren Hörsaal oder betete ganz hinten in der Bibliothek. Immer in der Hoffnung, es möge niemand vorbeikommen. Und so machten es die anderen auch. Bis Ahmed und Yüksel das Problem für uns alle lösten. Unser Institut befand sich in der obersten Etage eines Altbaus. Die Treppe führte noch eine Etage höher bis zum Aufzugsschacht. Die beiden hatten mit Genehmigung des Institutsleiters den praktisch unbenutzten Treppenabsatz auf halber Höhe mit zwei Gebetsteppichen ausgestattet und beteten dort. Das sprach sich herum, und bald begannen auch andere muslimische Studenten, dort zu beten. Einzelnen oder nach gemeinsamen Vorlesungen auch im Gemeinschaftsgebet - Schulter an Schulter, Fuß an Fuß. Und während wir vor dem Gebet darauf warteten, bis auch der letzte seine obligatorische Waschung vollzogen hatte, lernten wir uns untereinander immer besser kennen. Es waren vor allem viele türkische Muslime am Institut. Mit einigen freundete ich mich an. Nurten hatte ihr Studium mit Heide und mir begonnen. Als wir mit Kopftuch an der Uni erschienen, war sie hoch erfreut. Sie selbst trug kein Tuch, hätte das aber gerne geändert: „Ich weiß nicht, wie ich anfangen soll. In meiner Familie ist das nicht so üblich. Nicht einmal meine Mutter trägt ein Tuch. Wenn ich mich jetzt bedecke, dann sieht das so aus, als würde ich meiner Mutter sagen, sie lebe den Islam nicht richtig.“ Nurtens Eltern waren vor langer Zeit nach Deutschland gekommen. Alle drei Kinder wurden in Deutschland geboren. Religion nahmen die Eltern ernst, aber ein Kopftuch kam überhaupt nicht in Frage. Es sei denn anlässlich eines Moscheebesuchs. Nadja und Selda dagegen trugen Kopftücher. Sie kamen aus der Mathematik, bzw. aus der Archäologie, um die Vorlesungen von Professor Falaturi zu hören. Nadja kannten Heide und ich schon vom islamischen Frauentreffen. Hülya war an unser Institut gewechselt. Sie gab sich sehr modern. Ihr Kopftuch wirkte manchmal fast deplaziert neben der lässig zwischen den Fingern balancierten Zigarette. Es gab auch noch einen weiteren deutschen Muslim. Menem kam aus dem Ruhrpott, trug Springerstiefel und einen Bürstenschnitt. Und er wohnte im gleichen Studentenwohnheim wie Mohamed und ich. Ali dagegen war erst als Teenager aus der Türkei nach Deutschland gekommen. Er begann ein Jahr nach mir mit seinem Studium. In der türkischen Gemeinde an seinem Wohnort engagierte er sich in der Jugendarbeit, das heißt, er spielte mit den Jungs Fußball. Obwohl wir auf den ersten Blick doch recht unterschiedlich waren, hatten wir doch viel gemeinsam. Wir waren in etwa im gleichen Alter und trafen uns fast täglich an der Uni. Wir sprachen die gleiche Sprache und lebten in der gleichen Welt. Es schien, als hätten wir eine Nische gefunden, in der „inländische“ Muslime existieren können. Und das betraf auch die ursprünglich ausländischen Studenten, die schon so lange in Deutschland lebten, dass sie sich beim besten Willen nicht mehr mit ihrer Herkunftskultur identifizieren konnten. Tatsächlich befinden sich diese jungen Ausländer - ähnlich wie die deutschen Muslime - in einer Art Vakuum zwischen den Kulturen. Die Elterngeneration hatte sich noch nach Kräften bemüht, die Werte der „islamischen“ Heimatkultur in der Familie zu erhalten. Man zog sich in seine eigene kleine Welt zurück, pflegte nur Kontakt mit muslimischen Landsleuten und mied möglichst jede Berührung mit westlichen „Versuchungen“. Dazu kam, dass schon mangelnde oder fehlende Sprachkenntnisse die Auseinandersetzung mit der deutschen Umwelt erschwerten, wenn nicht gar unmöglich machten. Das mag für diese erste Generation eine angemessene Strategie gewesen sein. Schließlich wollte kaum einer tatsächlich seinen Lebensabend in Deutschland verbringen. Alle wollten zurück in die

Heimat. Das sieht aber in der zweiten und dritten Generation anders aus. Viele Jugendliche verbringen mehr Zeit in der Schule, als zu Hause. Sie lesen deutsche Zeitungen, sehen deutsche Fernsehprogramme und haben deutsche Freunde. Sie sprechen Deutsch besser als ihre „Heimatsprache“ und denken gar nicht daran, in ein Land „zurückzukehren“, das sie nur aus dem Urlaub kennen. Diese Jugendlichen leben in einer Welt, die den Eltern in den vielen Jahren ihres Aufenthalts fremd geblieben ist. Symptomatisch dafür ist der arabische Vater, der so stolz in der Moschee erzählte, sein Sohn habe im Zeugnis in Religion eine Eins bekommen - bis ihn jemand darüber aufklärte, dass es an dieser Schule überhaupt keinen islamischen Religionsunterricht gäbe. Das Kind hatte am katholischen Religionsunterricht teilgenommen.

Symptomatisch sind aber auch das türkische Mädchen, das ihren Eltern zuliebe jeden Morgen mit Kopftuch aus dem Haus geht, nur um es an der Bushaltestelle in der Tasche verschwinden zu lassen. Und der arabische Junge, der mit seinen Freunden gerne mal eine Zigarette raucht, zu Hause dagegen aus Respekt vor seinen Eltern nie auch nur eine in die Hand nehmen würde. Eltern und Kindern fehlt jegliche Gesprächsbasis. Eltern wollen von „draußen“ einfach nichts hören. Und „draußen“ erscheint das Leben der Eltern fremd. So beginnen Kinder, ihre „deutsche“ Welt fein säuberlich von der Welt der Eltern abzutrennen. Sie erlernen ein „Zwei-Welten-Schema“. „Zu Hause“ spricht man anders als „draußen“. Und „zu Hause“ denkt man auch anders als „draußen“. Islam ist dabei eindeutig der Welt zu Hause zugeordnet. Die Kinder können meistens nicht einmal die einfachsten Sachverhalte ihrer Religion auf Deutsch beschreiben. Ihnen fehlen die Worte. Und das ist auch kein Wunder. Alles, was diese Kinder je über ihre Religion gelernt haben, haben sie in der Sprache der Eltern gelernt. Und die Lehrer in den Moscheen kommen nicht selten direkt aus dem Ausland. Sie haben keine Ahnung vom Leben in Europa. Ein Bezug zwischen dem Islam und dem Alltag der Jugendlichen in der deutschen Umwelt können sie nicht herstellen. Dabei war der Islam nie für nur eine Kultur gedacht. Er stammt zwar aus dem Orient, aber das tut das Christentum auch. Trotzdem beanspruchen seine Vertreter ganz selbstverständlich allgemeine Gültigkeit. Zwar wird mittlerweile neben christlichem Religionsunterricht an deutschen Schulen auch Islamunterricht angeboten, aber ebenfalls muttersprachlich, das heißt auf türkisch. Viele der Lehrer kommen ebenfalls direkt aus der Türkei. Ein oder zwei arabische Kinder im Islamunterricht, die nichts verstehen, was macht das schon? Schließlich muss doch ganz klar rüberkommen, wie der islamische Schulunterricht gedacht ist. Nämlich als Vorbereitung auf eine problemlose Rückkehr in die Heimat, da, wo diese Kinder mit ihrer Religion auch hingehören. Ginge man realistisch an diese Sache heran, so müsste man einsehen, dass nur ein unbedeutend geringer Prozentsatz dieser Kinder Deutschland jemals wieder verlassen wird. Wir ziehen uns hier eine neue europäische Generation von Muslimen heran. Und es liegt nicht zuletzt an uns, wie sie sich entwickeln wird.

Ich habe muslimische Jugendliche getroffen, die gemeinsam deutsche Computerprogramme entwickeln, mit denen Koranverse und Hadithe zu eingegebenen Themen in Sekundenschnelle abrufbar sind. Und aus England kommt das „Islamic Quiz“, auf Diskette, bebildert und geordnet nach Schwierigkeitsgrad und Themenbereichen wie Glaubenspraxis, Geschichte und Geographie. Auf einem überregionalen Treffen dichteten Kinder deutsche Produktwerbung auf den Islam um und präsentierten das Ergebnis gekonnt auf Video. „Mein Islam, dein Islam, Islam ist für uns alle da!“ Sie gestalteten einen Bunten Abend, bei dem ich wirklich nur über schauspielerisches Talent und Ideenreichtum staunen konnte. Sogar ein selbst getexteter politischer Rap wurde vorgetragen. Für diese jungen Menschen ist es kein Makel, Muslim zu sein. Und es ist auch kein Hemmschuh auf dem Weg in die Zukunft.

Es gibt jedoch leider wenig entsprechende deutschsprachige Veranstaltungen für muslimische Kinder und Jugendliche. Die meisten leben isoliert in einer Umwelt, die den Islam für überflüssig und rückständig hält. So beschlossen wir muslimischen Studenten, in unserer Stadt deutschsprachige muslimische Jugendarbeit aufzubauen. Wir wollten die Kinder und Jugendlichen in der Moschee zusammenbringen. Ihnen sollte das Gefühl erspart bleiben, nirgendwo hinzugehören. Der Imam „unserer“ Moschee, derselbe Herr, der Mohamed und mich getraut hatte, unterstützte uns von Anfang an. Auch er hatte Kinder im Schulalter. Wir boten wöchentliche Treffs an, wo wir mit den Kindern zusammen redeten, spielten, bastelten und selbstverständlich auch beteten. Und wir erteilten Hausaufgabenhilfe. Letzteres fand auch bei der Moscheeleitung großen Anklang. Dafür sind deutsche Studenten nun wirklich gut zu gebrauchen. Ansonsten stand man der ganzen Sache eher skeptisch gegenüber. Aber das neben Heide, Elisabeth, Ahmed und mir auch Mohamed am Projekt beteiligt war, beruhigte die Herren vom Vorstand doch sehr. Wenigstens ein Araber! Nach dringlicher Einladung durch den Imam erschienen dann auch Kinder zu den wöchentlichen Treffs. Zwar nicht so viele, wie wir gehofft hatten, dafür aber kamen sie gerne und regelmäßig. Bald freundeten wir uns mit „unseren“ Kindern an. Heide kümmerte sich um jegliche Art schulischer Probleme. Als Lehrerin war sie dafür wohl auch prädestiniert. Bald stand sie in regelmäßigem Kontakt mit diversen Schulleitern und Klassenlehrern. Naima begann, Kopftuch in der Schule zu tragen. Karima wollte

vom Schwimmunterricht befreit werden. Yasmin, eine junge Marokkanerin, neu in Deutschland, hatte Schwierigkeiten, sich im Englischunterricht der achten Klasse zurechtzufinden. Zu Hause in Marokko hatte sie immer nur französisch gelernt, was sie ausgezeichnet sprach. Ihr jüngerer Bruder hatte schon Schwierigkeiten, sein deutsches Geschichtsbuch zu lesen oder die Aufgabenstellung im Mathematikbuch zu verstehen. Es ist unvorstellbar traurig, wie diesen Kindern jede Chance genommen wird, einen vernünftigen Schulabschluss zu machen, auf dem sie eine Zukunft aufbauen können. Fausia dagegen kam in diesem Jahr erst ins erste Schuljahr. Sie hatte keine Probleme. Ihr vierjähriger Bruder saß oft neben ihr und kopierte eifrig ihre ersten Schreibübungen. Raschida, 4. Klasse, brachte irgendwann einmal eine „Bravo“ aus der Schule mit. Ihre Eltern wussten nicht einmal, dass eine solche Zeitschrift existiert, ganz zu schweigen davon, auch noch im Besitz ihrer kleinen Tochter („Raschida ist noch viel zu klein, um zu verstehen, was die Periode ist.“). Wir Studenten bemühten uns, eine Verbindung für die Kinder zu schaffen zwischen Elternhaus und deutschem Schulalltag. Und auch die Kinder untereinander begannen, sich auszutauschen und anzufreunden. Irgendwann schafften wir Gesellschaftsspiele an, und dann sogar eine Tischtennisplatte. Heide richtete eine kleine Leihbücherei ein, und ihre christliche Mutter führte in den Ferien einen Nähkurs durch. Manchmal machten wir Tagesausflüge mit den Kindern, gingen ins Museum oder in einen Freizeitpark. In diesem Jahr gelang es der Moscheeleitung auch erstmals, einmal in der Woche abends ein öffentliches Schwimmbad für die Muslime anzumieten. So konnten jeweils 14tägig muslimische Männer bzw. Frauen schwimmen gehen. Es war wiederum Heide als Sportlehrerin, die es in die Hand nahm, den Frauen und Mädchen das Schwimmen beizubringen. Und sie erreichte es auch, dass „unsere“ Mädchen zum Teil vom gemischt-geschlechtlichen Schulschwimmen befreit wurden, und stattdessen bei Heide ihre Pflichtstunden erfüllen konnten.

Der Zeitaufwand wurde jedoch nicht nur für Heide merklich größer, sondern für jeden von uns. Es blieb kaum noch Zeit für das Studium, ganz zu schweigen von einem Privatleben. Heide, die während der Zeit ihrer Prüfungen ein wenig kürzer getreten war, brachte dann noch einmal neuen Schwung in die Arbeit. Sie schaffte es tatsächlich, dass ihr als arbeitsloser Lehrerin eine auf zwei Jahre befristete ABM-Stelle für die Arbeit in der Moschee bewilligt wurde. So hatten wir eine Vollzeitkraft. Das Angebot wurde auf deutschen Sprachunterricht für Hausfrauen ausgedehnt und die Schüler konnten jetzt wirklich gezielte Einzelnachhilfe in Anspruch nehmen. Es gelang Heide, unter den Studenten noch zusätzliche Helfer zu gewinnen, die stundenweise Nachhilfe gaben. Und sie überzeugte die Moscheeleitung davon, einige dieser Studenten für ihre Mitarbeit finanziell zu entschädigen. Leider ging darüber ein bisschen des Gruppengefühls verloren. Schulische Leistung war aus der Sicht der Eltern verständlicherweise wichtiger als Spieltreffs. „Spielen können die Kinder auch zu Hause. Dafür brauchen sie nicht in die Moschee zu gehen.“ So schief der Spieltreff langsam ein. Und mit dem Auslaufen von Heides ABM wurden dann auch die Unterrichtsaktivitäten wieder eingestellt.

An der Uni dagegen hatten inzwischen die Aktivitäten muslimischer Studenten zugenommen. Türkische Studentinnen beispielsweise luden reihum zu sich nach Hause ein. Es kamen jeweils bis zu dreißig Mädchen. Zum „Unterricht“ - eigentlich wollten wir uns fortbilden - kam es kaum. Aber mein muslimischer Bekanntenkreis wuchs ständig an. Es kamen Studentinnen aus anderen Städten dazu, aber auch junge Frauen aus anderen Umfeldern. Eine Schwesternschülerin, eine Bürokauffrau, eine Kindergärtnerin. Obwohl wir eigentlich nicht viel gemeinsam hatten, verband uns doch die Tatsache, zur muslimischen Minderheit zu gehören. So entwickelten sich aus diesen sporadischen Treffen viele persönliche Freundschaften. „Schwestern“ halfen sich bei Referaten, machten zusammen Radtouren oder fuhren sogar gemeinsam in den Urlaub. Und eines Morgens kam Nurten mit Kopftuch zum Arabischkurs: „Wisst ihr, heute früh, als ich aus dem Haus gehen wollte, fiel mir auf einmal das Kopftuch ein. Da habe ich es eben umgebunden.“ Seit diesem Tage habe ich sie in der Öffentlichkeit nicht mehr ohne Tuch gesehen. Wie erwartet gab es anfänglich noch einige Diskussionen in ihrer Familie und Nachbarschaft. Dilek, Nurtens jüngere Schwester, erzählte mir später: „Die Nachbarn haben sofort gedacht, Nurten hätte geheiratet. Die sind gar nicht erst auf die Idee gekommen, dass sie das von alleine gemacht haben könnte.“ Die Verwandtschaft dagegen, sowohl in Deutschland als auch in der Türkei, fand, Nurten sei mit 22 Jahren noch viel zu jung für das Kopftuch. Dileks Kommentar: „Die denken alle, sie hätten später noch genug Zeit dazu. Wenn sie mal vierzig sind. Wer sagt denen denn, dass sie jemals so alt werden?“ Dilek selbst trägt kein Kopftuch. Ihre Mutter jedoch folgte nach einiger Zeit Nurtens Beispiel. An der Uni hatten die türkischen Studentinnen die Idee aufgebracht, eine eigene Gebetsecke für Frauen anzulegen, da der Treppenabsatz oberhalb des Instituts zu klein geworden sei. Tatsächlich konnten dort nicht mehr als vier Personen gleichzeitig beten, was in „Stoßzeiten“, wie dem Ende der Vorlesung von Professor Falaturi, lange Wartezeiten im Flur verursachte. Was wiederum nicht gerade Freude im Institut auslöste. Standardsatz: „Müsst ihr alle hier im Flur rumstehen?“ Oberhalb der bestehenden Gebetsecke befand sich ein zweiter Absatz. Dort gab es eine

Dachluke und den Zugang zum Aufzugsschacht. Außer dem Aufzugswartungsdienst und den Dachdeckern kam nie jemand herauf - und wann kommen die schon einmal. Schnell war das Nötigste besprochen. Und bald schon rückten Nurten, Hülya, Selda und Nadja mit weißer Farbe an. Das Resultat konnte sich sehen lassen. Eine nette kleine Ecke mit islamischen Bildern an frisch gestrichenen Wänden. Der Boden wurde mit einem Rest Teppichboden ausgelegt. Gebetsteppiche wurden sorgfältig zusammengefaltet in einem Karton verwahrt, wo sie bei Bedarf schnell zur Hand waren. Und sogar ein Lämpchen hatten die Studentinnen angebracht. Der Strom dafür kam per Verlängerungsschnur aus der darunter liegenden Etage. Bald lagen auch islamische Broschüren und Illustrierten aus, damit man sich die Zeit vertreiben konnte. Denn wir begannen, unsere Freistunden auf diesem „ehemaligen“ Treppenabsatz zu verbringen. Ich habe eines meiner Referate dort geschrieben. Und im Ramadan, dem islamischen Fastenmonat, trafen sich einige Studentinnen dort gegen Abend, um mit Börek und Kartoffelsalat gemeinsam das Fasten zu brechen. Meistens kamen wir jedoch tatsächlich zum Beten. Ebenso wie die „Brüder“. So manches Mal verrichteten wir über die Treppe hinweg mit den Männern zusammen das Gemeinschaftsgebet.

Leider war unsere Freude über unsere eigene Ecke von kurzer Dauer. Denn bald teilte uns die Institutsleitung mit, dass die Nutzung des Treppenabsatzes in dieser Form nicht mehr geduldet werden könne. Warum? Es würde über uns geredet! Unter anderem sei das Institut schon in ganz Deutschland als „Moschee mit angeschlossenem Institut“ verrufen, auf ein Mädchen sei Druck ausgeübt worden, so dass sie jetzt ein Kopftuch trage (Nurten!), und die Frauen seien von fundamentalistischen Männern in die letzte Ecke abgedrängt worden (unsere „Frauenecke“!). Ungeachtet all dieser Vorwürfe sei es unerträglich, dass sich Ausländer vor der Institutstür versammeln, sich laut in Fremdsprachen unterhalten und lachen. Wer weiß, worüber. Der Professor vermutete: „Die lachen bestimmt über mich!“ Natürlich protestierten wir. Worauf uns der Institutsleiter zu bedenken gab, einen Anspruch auf einen Gebetsplatz am Institut hätten wir ja sowieso nicht. Da könne ja jeder kommen. Etwa Buddhisten oder Hindu oder irgendeine Sekte. Er ergänzte seine Ausführungen dann jedoch mit Seitenblick auf die Hilfskräfte des Instituts, von denen wohl die Beschwerden über die Gebetsecke in erster Linie kamen: „Aber wir wollen doch mal realistisch sein. Außer Ihnen wird wohl niemand mehr kommen und um einen Gebetsplatz bitten.“ Also verblieben wir so, dass unsere „Aktivitäten“ aufzuhören und unsere „Einrichtungsgegenstände“ unverzüglich zu verschwinden hatten. Der erste Treppenabsatz, auf dem damals Ahmed und Yüksel zu beten begonnen hatten, durfte jedoch erstmal weiterhin zum Gebet genutzt werden. Probeweise. Und wirklich nur zum Gebet.

In der Zeit des gemeinsamen Gebets und der Hausaufgabenhilfe in der Moschee war auch der Gedanke eines eigenen Universitätsvereins aufgekommen. Multinational, unabhängig, basisdemokratisch, deutschsprachig und vor allem islamisch sollte er sein, dieser neue Verein. Wir setzten eine hübsche Einladung auf. „MUSLIME!“ war dick gedruckt. Schließlich war das das verbindende Element der gesuchten Mitglieder. Wenn auch Andersgläubige zugelassen sein sollten. Ansonsten war die Einladung eher unscheinbar, sachlich gehalten, nicht zu fromm. Wir schrieben, wann und wo wir uns treffen wollten, um uns kennen zu lernen und dass wir daran dächten, einen Verein zu gründen. Diese Einladungen wurden kopiert, und dann verteilten wir uns an der Uni, um zu plakatieren. In den nächsten drei Tagen hängten wir unsere Zettel wieder und wieder aus, denn immer wieder wurden sie abgerissen oder überklebt. Zum ersten Treffen in der arabischen Moschee kamen immerhin rund sechzig Leute. Auch der Imam war da. Sehr zu meiner Überraschung erfuhr ich, dass er noch als Student eingeschrieben war. Ich hatte ihn noch nie an der Uni gesehen. Er erzählte uns von einer islamischen Studentengemeinde, die „zu seiner Zeit“ existiert und sogar das Freitagsgebet zusammen verrichtet hatte. Dieser Verein war dann aber irgendwann aufgegeben worden, als die damals aktiven muslimischen Studenten die Uni verließen. Er bot uns an, unseren neuen Verein für uns zu organisieren oder uns zumindest mit Rat und Tat beiseite zu stehen. Er habe ja Erfahrung. Und er hatte auch schon eine ziemlich genaue Vorstellung davon, was man tun könne. So hatten wir uns das eigentlich nicht gedacht, dass die älteren Semester die ganze Vereinsgestaltung in die Hand nehmen würden. Aber wie kann man das einem Imam in „seiner“ Moschee schonend beibringen? Menem, der deutsche Muslim, der an diesem Tag die Diskussionsleitung übernommen hatte, machte es mir vor. Er sagte: „Danke, Bruder, für deinen guten Rat. Wir werden ihn uns zu Herzen nehmen. Möchte sonst noch jemand etwas sagen?“ Damit war das Thema abgeschlossen. Wir ernannten dann an diesem Tage noch eine Kommission, die eine Satzung für den neu zu gründenden Studentenverein ausarbeiten sollte. Menem war diese Satzung sehr wichtig. Sie sollte die Grundziele des Vereins wie Unabhängigkeit, deutsche Sprache und natürlich die islamische Grundhaltung bestmöglich schützen. Und auch die Möglichkeit einer späteren Übernahme durch eine andere Gruppe sollte ausgeschlossen werden. Mohamed fand die entsprechenden detaillierten Klauseln eher überflüssig. Eine Satzung, gut, die musste her. Schließlich sollte der Verein an der Universität eingetragen werden. Aber „Die Deutschen zerbrechen sich ihre Köpfe ständig über Probleme, die wahrscheinlich nie auftreten werden.“ Er hatte nicht so ganz unrecht. „Was aber, wenn, mal

rein hypothetisch gesehen ...“ ist tatsächlich der Anfang einer typisch deutschen Frage. Wie wir Deutschen auch dazu neigen, Dinge, die schon mindestens dreimal gesagt wurden, unbedingt noch einmal in unseren eigenen Worten wiederholen zu müssen. Diese Eigenart, die vermutlich von der Bewertung mündlicher Leistung in den Schulen herrührt, ist in Diskussionen außerordentlich zeitraubend und wenig effektiv. Die Araber sind da ganz anders. Dort wird in den Schulen sowieso nichts diskutiert. So hat man gelernt, den Mund zu halten, solange man nichts wirklich wichtiges zu sagen hat. Nun, trotz der deutschen Beteiligung wurde die Satzung irgendwann einmal fertig. Und auch Menem war zufrieden: „Und wenn wirklich der Verein von Atheisten unterwandert wird, dann trete ich eben aus und gründe einen neuen Verein.“ Und dann kam endlich der große Tag der Vereinsgründung heran. Wir stimmten über den Vereinsnamen ab (alle drei Bestandteile des Namens wurden einzeln zur Abstimmung gebracht!) und wählten einen ersten fünfköpfigen Vorstand. Jeder hatte fünf beliebige Namen auf einen Zettel schreiben können. Danach wurde ausgezählt. Gewählt wurden mit zum Teil überwältigender Mehrheit die Initiatoren des Vereins: Mohamed, Ahmed, Menem, Ali und ich.

Dann reichten wir unsere Unterlagen an der Uni ein. Die Satzung war auf Wunsch diverser Mitglieder noch zweimal überarbeitet worden. Und das Protokoll der Gründungsversammlung hatten schließlich etwa dreißig Gründungsmitglieder unterschrieben. So wurden wir zu einem eingetragenen Universitätsverein. Tatsächlich verschwand die mühsam ausgearbeitete Satzung, wie von Mohamed angekündigt, gleich nach der Vereinsgründung in der Schublade. Und ebenso verschwand auch ein Teil der Gründungsmitglieder auf Nimmer wieder sehen. Die Vereinsarbeit jedoch begann. Der Verein traf sich einmal wöchentlich an der Uni. Und zwar nutzten wir einen Raum des Akademischen Auslandsamtes, der Veranstaltungen ausländischer Studenten vorbehalten war. Hier erwies sich der hohe Ausländeranteil in unserem Verein als Vorteil. Mohamed und Ali gingen zum Raumvergabe-Termin und sicherten uns einmal wöchentlich den besagten Raum. Es handelte sich um einen großen Kellerraum mit schmutzig-weißen Wänden, spärlich mit Tischen und Stühlen möbliert. Meistens wurde er wohl als Partykeller benutzt. Im Vergleich zum freundlichen Gebetssaal der Moschee war er unaussprechlich hässlich. Aber er diente seinem Zweck. Zu den wöchentlichen Treffen kamen dann doch wieder etwa dreißig Studenten und Studentinnen regelmäßig. Wir hielten dort Vorträge zu islamischen Themen, wie „Islam in Indonesien“ (anhand der Magisterarbeit eines Vereinsmitglieds), „Malcolm X“ (inspiriert durch den gleichnamigen Film) oder „Islamisches Benehmen“ (ganz praxisorientiert, und doch gemäß Koran und Sunna). Manchmal kamen sogar Gastreferenten. Mitglieder von Moscheevereinen stellten „ihren“ Verein vor. Deutsche Studenten präsentierten ihre Abschlussarbeiten, die sie im Bereich „Ausländerarbeit“ geschrieben hatten. Und Studenten berichteten aus ihren Heimatländern bzw. von ihren Urlaubsreisen in muslimische Staaten. Wir tauschten die neuesten Neuigkeiten aus, knabberten Gebäck und tranken Saft, den Mitglieder gespendet hatten. Wir erzählten uns, wo man welche islamische Kleidung günstig kaufen konnte, welcher Verein gerade mal wieder Schwimmen für Muslime anbot oder wo es kostenlose Arabischkurse gab. Ja zeitweise bot der Verein sogar selber einen Arabischkurs und einen Kurs für Seidenmalerei an. Wir organisierten islamische Picknicks, Wohltätigkeitsbazare und ähnliches, an denen bis zu einhundert Leute teilnahmen. Vereinsmitglieder bedruckten sogar T-Shirts mit unserem neuen Logo „Yes, we are Muslims!“ und versteigerten sie meistbietend für einen guten Zweck. Auch Tasnim, meine kleine Tochter, hat als Baby ein solches T-Shirt besessen. Studienanfänger luden wir am Semesteranfang per Info-Tisch ein. Und für größeres Publikum veranstalteten wir in Zusammenarbeit mit einem anderen islamischen Verein eine „Islamwoche“. Wir beschafften vom Islam-Archiv in Soest eine Ausstellung zur Geschichte des Islam in Deutschland, die wir im Foyer des Hörsaalgebäudes aufbauten, und organisierten eine Woche lang tägliche Abendveranstaltungen. Die Resonanz war überraschend groß. Unser Infotisch war ebenso gut besucht, wie die Ausstellung, die Vorträge, die Podiumsdiskussion und die Filmvorführung. Und im Anschluss an das offizielle Programm kam es zu ausgiebigen Zuschauerdiskussionen. Allgemein wurde der Gedanke begrüßt, ein Forum zu schaffen, wo Muslime und Nichtmuslime sich begegnen und diskutieren können. Sogar der Univerwaltung war es einen Brief wert. Man teilte uns schriftlich mit, das nächste mal doch bitte den Namen des veranstaltenden Vereins größer zu schreiben. Es wäre teilweise angenommen worden, es habe sich um eine offizielle Aktion der Universität gehalten.

Von Anfang an hatten wir uns bemüht, kein weiterer Verein zu sein in der langen Liste derer, die um die Ehre konkurrieren, den „richtigen“ Islam zu vertreten. Deshalb hatten wir es auch begrüßt, dass unsere Mitglieder aus den unterschiedlichsten muslimischen Vereinen und Richtungen kamen. Wir waren „islamisch neutral“. Vielleicht lag für den aufgeschlossenen deutschen Bürger die Betonung etwas zu sehr auf dem „islamisch“. „Wir stellen uns doch nicht mit lauter Kopftuchfrauen auf die Straße. Wir hatten Sie für aufgeschlossener gehalten.“ sagten uns die Vertreterinnen diverser Frauen- und Menschenrechtsvereine, als sie uns von ihrer Frauen-Demo für bosnische Frauen ausluden. Wir waren jedoch neutral genug,

um Ansprechpartner zu werden für Kirchenvertreter auf der Suche nach Dialogpartnern und Gastrednern für Vorträge über den Islam. Journalisten, die muslimische Stellungnahmen von „einfachen Leuten“ für Radiosendungen brauchten, wendeten sich ebenso an uns wie Fachschaftsvertreter der Orientalistik, die einen Moscheebesuch organisieren wollten. Und auch für die Flüchtlinge in Bosnien konnten wir doch noch etwas tun. In Zusammenarbeit mit unter anderem einer bosnischen humanitären Hilfsorganisation sammelten wir Kleidung und Gelder für die Flüchtlingshilfe.

Wir waren auch neutral genug, um muslimische Studenten aus aller Welt anzusprechen. Türken, Araber, Deutsche, ein Indonesier, eine US-Amerikanerin, eine Schweizerin, ein Iraner, um nur einige zu nennen, kamen zu unseren Treffen. Deutsche halfen Ausländern, sich in der deutschen Bürokratie zurechtzufinden und machten dabei die Erfahrung, dass Ausländer in Deutschland zu sein nicht immer angenehm ist. Und Studenten aus islamischem Elternhaus dachten zum ersten Mal darüber nach, wie das wohl ist, wenn man in einer Familie lebt, die sich - im besten Falle - nicht im geringsten für den Islam interessiert. Wir begannen langsam, über unseren Vorgarten hinauszusehen.

Natürlich stellte die Zusammenarbeit mit so unterschiedlichen Menschen auch eine Herausforderung an die Vereinsmitglieder selbst dar. Im Verein hatte es von Anfang an einen schwelenden Konflikt gegeben zwischen den Vertretern eher strengerer Auslegung der islamischen Vorschriften („Wozu soll ich mich mit Zweifeln belasten und mich unnötig in Versuchung führen?“) und den Vertretern des eher liberalen Flügels („Das wichtigste ist doch, dass ich den Islam im Herzen habe.“). Im Koran wird den Muslimen ein Platz jenseits aller Extreme zugedacht: „Und so machten Wir euch zu einer Gemeinde in der Mitte ...“ (2:143) In manchen Fällen ist es jedoch gar nicht so einfach, einen Mittelweg zwischen den berechtigten Interessen verschiedener Seiten zu finden. So ging es beispielsweise um die Sitzordnung: Sollen Männer und Frauen zusammen sitzen, oder getrennt voneinander? Und wenn getrennt voneinander, dann in welchem Abstand. Oder Studenten baten darum, Studentinnen die Empfehlung zu geben, sich doch demnächst bitte „anständiger“ zu kleiden. „Ja, ist das denn hier ein islamischer Verein, oder nicht?“ Einerseits wollten wir natürlich offen sein für jeden. Andererseits waren wir tatsächlich ein islamischer Verein und wollten als solcher auch Profil zeigen. Also einigten wir uns darauf, dass Männer und Frauen zwar im gleichen Raum saßen, aber an getrennten Tischen. Und die Frauen trugen, was sie wollten.

Natürlich waren nicht alle Mitglieder zufrieden mit dieser Lösung. Aber ohne Kompromisse geht es eben nicht. Das mussten diejenigen einsehen, die ihre Freiheit über alles lieben und nie gelernt haben, Rücksicht auf die Gefühle anderer Menschen zu nehmen. Aber auch diejenigen, die die Grenzen des Islam für sich selbst und andere sehr eng ziehen und es sich zur Aufgabe gemacht haben, die anderen zu einer „islamischeren“ Lebensweise anzuhalten. „Schwestern“ verbieten „Schwestern“ „unweibliche“ Kurzhaarschnitte und geben Empfehlungen für das Alltagsverhalten: „Aber du darfst doch eine andere Schwester nicht auf offener Straße mit Küsschen auf die Wange begrüßen. Was, wenn dich ein Mann dabei sieht?“ Und vor allem Araber raten dringend das Erlernen der arabischen Sprache an: „Jeder Muslim muss Arabisch lernen. Sonst kann er ja den Koran nicht lesen. Eigentlich müssten wir auch hier im Verein Arabisch sprechen. Schließlich sind wir doch alle Muslime. Und Arabisch ist nun einmal die Sprache der Muslime.“ Und stets wird zum freiwilligen Gottesdienst aufgerufen. „Die fünf täglichen Gebete sind doch nur das absolute Minimum. Natürlich musst du zusätzlich noch beten!“ Auch das Fasten im Monat Ramadan ist vielen zu wenig. „Wie, fastest du nicht jeden Montag und Donnerstag, wie das der Prophet gemacht hat?“ Immer schwingt - gewollt oder ungewollt - der Vorwurf der mangelhaften Religionsausübung mit. Der Druck, den diese Menschen auf sich selbst und auf andere ausüben, ist enorm. Ob Gott das gemeint hat, als er die Gläubigen aufrief: „Und es soll unter euch eine Gemeinschaft sein, die zum Guten aufruft - und das Rechte gebietet und Unrecht verwehrt. Sie sind es, die erfolgreich sein werden.“ (3:104) ? Im Koran steht auch: „... Gott will es euch leicht, Er will es euch nicht schwer machen...“ (2:185) Der Prophet Muhammad ermahnte die Muslime entsprechend: „Macht es den Menschen leicht, erschwert es ihnen nicht!“ „Euch wurde nur das vorgeschrieben, was ihr zu leisten vermögt! Bei Gott, ihr werdet des endlosen Betens überdrüssig werden, bevor Gott Überdruß empfindet! Die regelmäßige und maßvolle Religionsausübung ist Gott am liebsten!“ Wir sollten unsere Ansprüche vielleicht etwas zurückschrauben. Solange wir im islamischen Rahmen bleiben, gibt es keinen Grund, uns das Leben zu erschweren. Es ist nicht unsere Aufgabe, über die anderen zu Gericht zu sitzen. Keine zwei Finger sind gleich, ganz zu schweigen von zwei Menschen. Der Koran ermahnt uns: „Und weise deine Wange nicht (verächtlich) den Menschen und wandle nicht hochmütig auf Erden. Wahrlich, Gott liebt keinen, der überheblich und prahlerisch ist.“ (31:18)

Der Islam erwies sich jedoch als tragfähig. Trotz unserer Unterschiedlichkeit lernten wir, miteinander auszukommen. Menem erklärte mir einmal, wie er auch die größten Nervensägen noch ertragen kann:

„Du musst dir einfach vorstellen, wie sie sich im Gebet verbeugen und niederwerfen und was sie noch alles für Gott tun.“ Er hatte recht. Denn im Prinzip wollten wir doch alle das gleiche. So fühlten wir uns trotz unserer Unterschiedlichkeit bald als Gemeinschaft. Wir begannen, zu verstehen, was im Koran gemeint sein muss mit „... und gedenket der Gnade Gottes, die Er euch erwiesen hat, als ihr Feinde wart und Er eure Herzen in Liebe vereinte, so dass ihr durch Seine Gnade zu Brüdern wurdet...“ (3:103) Ich denke, dass darin der Schlüssel für das Zusammenleben überhaupt liegt. „Liebe“ hat in diesem Sinne nichts mit Freundschaft oder Einvernehmen zu tun, ja nicht einmal mit Sympathien. Es ist einfach nur die alte neue Weisheit: „Keiner von euch ist gläubig, bis er für seinen Bruder wünscht, was er für sich selbst wünscht.“ So begann sich eine wirklich herzliche Atmosphäre zu entwickeln. Jeder Muslim galt als Bruder und jede Muslima als Schwester. Und das war auch so gemeint. Einmal am Info-Tisch verwies ich einen mir unbekanntem türkischen Studenten mit einer Frage an Menem weiter: „Menem, dieser Bruder hat eine Frage.“ Jahre später, als derselbe Student im Vorstand unseres Vereins war, sagte er mir einmal, dass ich die erste Person war, die ihn jemals Bruder genannt hat. Abgesehen von seinen leiblichen Geschwistern natürlich. Das hatte großen Eindruck auf ihn gemacht. Sind es wirklich diese „Kleinigkeiten“, wie die Wortwahl, die die Herzen erreichen? Müssen wir nicht viel bewusster, viel vorsichtiger mit unserem Mundwerk umgehen? „Gott, schenke uns eine gedenkende Zunge!“ bittet ein Muslim im Wissen darum, wie leicht Tratsch, Beleidigungen und üble Nachrede über die Zunge gehen. Und das, was einmal ausgesprochen wurde, lässt sich nicht wieder zurücknehmen. Da habe ich viel von Nurtens älterem Bruder Yilmaz gelernt. Nie habe ich ihn etwas Negatives über andere sagen hören. Er meinte immer: „Jeder muss das, was er tut, vor Gott verantworten. Wenn ich über anderer Leute Fehler herziehe, werde ich später für meine Worte zur Rechenschaft gezogen. Warum sollte ich das also tun?“ So hat sich Yilmaz eben nicht in anderer Leute Angelegenheiten eingemischt. Er war immer freundlich und kam mit jedermann gut aus. Seine Herzlichkeit machte selbst vor dem schmuddeligen Stadtstreicher nicht halt, der eines Tages an unserem schönen Ramadanbuffet an der Uni erschien. Ich hatte Yilmaz zusammen mit zwei weiteren Studentinnen gebeten, sich darum zu kümmern, diesen „Penner“ möglichst schnell wieder loszuwerden. Er sah uns erstaunt an und fragte: „Warum denn? Es ist doch genug zu essen da.“ Dann ging er auf den Stadtstreicher zu und lud ihn freundlich zum Bleiben ein. Ja, er drückte ihm sogar einen Teller und eine Gabel in die Hand und war ihm am Buffet behilflich. So beschämt habe ich mich selten in meinem Leben gefühlt.

Stück für Stück begriff ich, was es heißt, Muslim zu sein. Im Koran steht: „Es ist nicht Frömmigkeit, dass ihr eure Gesichter (beim Gebet) dem Osten oder dem Westen zuwendet. Frömmigkeit ist vielmehr, an Gott zu glauben, den Jüngsten Tag, die Engel, das Buch und die Propheten, (von) dem Besitz - obwohl man ihn liebt - zu geben den Verwandten, den Waisen, den Armen, dem Wanderer, den Bettlern, und für (das Freikaufen von) Sklaven, das Gebet zu verrichten und Zakat zu geben. Und (fromm sind) diejenigen, die ihr Versprechen halten, wenn sie es gegeben haben und diejenigen, die in Elend, Not und zu Zeiten von Unheil geduldig sind. Sie sind es, die wahrhaft und gottesfürchtig sind.“ (2:177) Und an anderer Stelle wird der Prophet Muhammad aufgefordert, zu einigen muslimischen Wüstenarabern zu sagen: „Ihr glaubt nicht; sagt vielmehr: 'Wir haben den Islam angenommen.', und der Glaube ist noch nicht in eure Herzen eingedrungen.'...“ (49:14) Ich bin nicht allein deshalb gläubig, weil ich bete, faste und ein Kopftuch trage. Ist mir Gott nicht näher, als meine Halsschlagader? Sieht er nicht auch, was in den Herzen ist? „Wahrlich, Gott weiß um die Geheimnisse der Himmel und der Erde. Wahrlich, er weiß, was in den Herzen verborgen ist.“ (35:38) Der Prophet Muhammad sagte einmal: „Keiner von euch ist gläubig, bis sein Wollen dem entspricht, womit ich gekommen bin.“ „Iman“, der Glaube, ist eine Steigerung des Islam. Und doch ist Islam „das gläubige Tun, das aus Iman hervorgeht.“ Das eine ist ohne da andere kaum denkbar. Gläubig ist man entweder ganz oder gar nicht. Und doch ist Gott barmherzig, der Allerbarmer.

Einer der Zeitgenossen des Propheten, Anas Ibn Malik, berichtete: „Ich und der Prophet kamen gerade aus der Moschee, als ein Mann zu uns trat und sagte: „O Gesandter Gottes, wann ist die Stunde des Gerichts?“ Der Prophet fragte ihn: „Wie hast du dich auf die Stunde vorbereitet?“ Ich hatte den Eindruck, dass der Mann bei dieser Frage zusammenzuckte und erschrak. Dann sagte er: „O Gesandter Gottes, ich habe nicht oft gefastet, ich habe nur selten gebetet und wenig Almosen gegeben. Aber ich liebe Gott und seinen Gesandten.“ Der Prophet sagte: „Du wirst bei denen sein, die du liebst.“

Abschied

„... Und keine Seele weiß, was sie morgen erwerben wird, und keine Seele weiß, in welchem Land sie sterben wird. Wahrlich, Gott ist Allwissend, mit all dem wohl vertraut.“ (31:34)

Die Zeit ging dahin. Und auch an uns ging sie nicht spurlos vorüber. Irgendwann gehörten wir im Studentenverein zu den „Alten“. Junge Leute, die zum Teil noch gar nicht an der Uni waren, als wir den Verein gründeten, saßen jetzt im Vorstand. Eine weitere Lehre: jeder ist ersetzbar. Doch wir freuten uns, dass die Gemeinschaft am Leben blieb, ja lebendiger war, als je zuvor. Und es stimmte ja. Wir alle waren älter geworden, hatten unser Studium beendet und Familie gegründet. Jeder war seiner Wege gegangen. Wir sahen uns kaum noch.

Mittlerweile waren auch Mohamed und ich Eltern zweier Töchter geworden. Tasnim (sprich: Tasniem) und Yusra (sprich: Jusra) veränderten unser Leben von Grund auf.

Als Tasnim nach längerer Wartezeit und einer Fehlgeburt endlich zur Welt kam, empfanden Mohamed und ich Freude und Dankbarkeit. Noch im Kreißsaal flüsterte ihr Mohamed, der bei der Geburt dabei war, den Azan, den muslimischen Gebetsruf ins Ohr: „Gott ist größer. Ich bezeuge, es gibt keinen Gott außer Gott. Ich bezeuge, Muhammad ist sein Prophet. Kommt zum Gebet. Kommt zum Heil. Gott ist größer. Es gibt keinen Gott außer Gott.“ Der Name Tasnim stammt aus dem Koran. Es ist der Name einer Quelle im Paradies, aus der die Gläubigen trinken werden.

Bald danach wurde ich „schon wieder“ schwanger. Meine Familie war schockiert. Dabei beträgt der Altersunterschied zwischen meinen Kindern 1 1/2 Jahre. Genau soviel wie zwischen mir und meinem Bruder. Aber die Zeiten haben sich offensichtlich geändert. Und wieder war es ein Mädchen, das Mohamed zärtlich mit dem Azan begrüßte. Wir nannten sie Yusra, was im Koran die „Erleichterung“ ist. Gott erleichtert uns unsere Probleme.

Im Gegensatz zu Mohamed und mir, die wir uns sehr über unsere zwei kleinen Töchter freuten, war meine Mutter arg enttäuscht darüber, dass es Mädchen waren. „Mädchen werden hier viel mehr Probleme bekommen als Jungen. Ihr wollt doch vermutlich, dass sie später mal Kopftuch tragen.“ Tatsächlich wurde ich mit der Geburt unserer Töchter wieder vermehrt zum Zielpunkt der Kritik. Als ich den Islam angenommen hatte, hatte man mir gesagt: „Das ist dein Leben. Mach damit, was du für richtig hältst.“ Nun hieß es auf einmal: „Du wirst doch wohl nicht deinen Kindern das Leben schwer machen wollen?“

Natürlich wollten weder ich noch Mohamed unseren Kindern das Leben schwer machen. Wir hatten kaum jemals darüber nachgedacht, was es überhaupt bedeutet, Kinder zu haben. Ich hatte nie vorgehabt, mein Universitäts-Abschlusszeugnis in der Schublade verstauben zu lassen und meine Zeit dem Haushalt zu widmen. Und nun trugen wir plötzlich die Verantwortung für diese kleinen Mädchen. Und auch wir begannen, uns zu fragen, wie die Zukunft unserer Kinder aussehen würde. Würden sie später aus freien Stücken und voller Überzeugung bekennen: „Es gibt keinen Gott außer Gott und Muhammad ist sein Prophet“? Oder würden auch sie außerhalb des Elternhauses „ganz deutsch“ sein? Würden sie zu Kindern heranwachsen, die nirgendwo so richtig hingehören, wie es mir meine Eltern schon vor meiner Hochzeit prophezeit hatten? Zu Kindern, wie ich sie so viele in den Moscheen gesehen hatte?

Gott sei Dank hatte ich die Möglichkeit, mich um meine Kinder zu kümmern. So entschloss ich mich, sehr zum Ärger meines Vaters, erstmal zu Hause zu bleiben und für meine Töchter da zu sein. Mein Vater meint, ich ließe meine Fähigkeiten verkommen. Tatsächlich werde ich von allen Seiten immer wieder gefragt, warum ich nicht arbeite. Hausfrau und Mutter zu sein entspricht nicht dem Niveau einer gebildeten jungen Europäerin. Berufstätigkeit wird von den Frauen als „Teil der eigenen Selbstentfaltung gefordert.“ Eine Auswertung des Mikrozensus vom April 1994 ergab: dass in Deutschland „40,4 Prozent der verheirateten und 44,1 Prozent der allein erziehenden Mütter, deren jüngstes Kind jünger als drei Jahre war, ... einer Erwerbstätigkeit nach(gingen).“ Der mütterliche Typ ist nicht mehr gefragt in einer Gesellschaft, in der eine Psychologin namens Ute Ehrhardt mit einem Ratgeber namens „Gute Mädchen kommen in den Himmel, böse überall hin“ monatelang auf den Bestsellerlisten steht und „Girls just wanna have fun!“ aus dem Radio schmettert. Die „Familie“ ist auf dem besten Wege, die Vorrangstellung als „normale Lebensform“ zu verlieren. Partnerschaften und Ehen dienen heute nicht mehr in erster Linie der Zeugung von Nachwuchs. In deutschen Partnerschaften werden „Liebe und Zuneigung“ höher bewertet, als „Familie“. Sollte die Partnerschaft wider Erwarten keine Harmonie bieten, sondern zusätzlichen Stress verursachen, wird sie eben aufgelöst. In den USA wird jetzt schon jede zweite Ehe geschieden. Etwa die Hälfte der US-Kinder wird minderjährig die Scheidung der Eltern erleben. Und dass diese Kinder sich

in einer späteren Ehe scheiden lassen, ist wiederum statistisch wahrscheinlicher, als für Kinder, die in intakten Familien aufgewachsen sind. Eine Schraube ohne Ende. Was soll's? Wir sind flexibel geworden. Mancherorts wird schon die Aufhebung der bürgerlichen Ehe überhaupt propagiert. Alternative Lebensformen sind im Kommen. In Frankreich werden bereits 35% der Kinder unehelich geboren. In den USA sind mehr als ein Drittel der Erwachsenen unverheiratet. Die Gruppe der Homosexuellen beispielsweise ist groß genug, um bei Werbestrategen als „hochwertige Zielgruppe“ zu gelten. Man schätzt, dass etwa 10% der US-Männer und 6% der US-Frauen homosexuell leben. Auch eine Art von Schicksalsgläubigkeit. Aufgeklärte Menschen glauben - ohne jeglichen wissenschaftlichen Beleg - biologisch auf eine bestimmte sexuelle Vorliebe festgelegt zu sein. „Ich bin eben so. Was kann ich dazu?“ Sex ist dank der Medien öffentlich geworden. Fetischisten, Travestiten, alle kommen sie zu Wort in unzähligen Talkshows, in denen das Wie, Wann, Wo, mit Wem und Warum diskutiert wird. Alles muss man gesehen haben, alles muss man probiert haben, bevor man endgültig den Löffel abgibt. Je neuer, je exotischer desto besser. Wir haben gelernt, nacktes menschliches Fleisch als etwas ganz Natürliches anzusehen. So gehört schon einiges mehr dazu, sexuelle Phantasien zu beflügeln. Und doch ist körperliche Attraktivität alles in unserer Gesellschaft, in der die Akzeptanz für Menschen, die ihren Körper zeigen, generell größer ist, als für „zugeknöpfte“ Zeitgenossen. Wie kann man in einer solchen Gesellschaft ein Kind islamisch erziehen?

Eine gute Frage. Die Frage, die mir jedoch immer wieder gestellt wird, ist etwas anders formuliert: „Wie kannst du nur in dieser Gesellschaft ein Kind islamisch erziehen wollen?“

Dabei zeigen sich doch gerade an den Kindern die Folgen des Zerfalls unserer gesellschaftlichen Strukturen bereits am deutlichsten. Deutsche Psychotherapeuten bewerteten „vaterlose“ Kinder als „Problem- und Risikogruppe“. Kinder aus Ein-Eltern-Familien neigen generell eher zu psychischen Störungen, Schulversagen und Drogensucht. Mädchen werden öfter missbraucht oder schon als Teenager schwanger. In den USA sind „fast zwei Drittel aller Vergewaltigter, drei Viertel der jugendlichen Mörder und ein ähnlich hoher Prozentsatz junger Gefängnisinsassen ... ohne Vater groß geworden.“

Ich denke an meine Kinder! Ich möchte nicht, dass meine Töchter später einmal zu den zwanzig Prozent der Deutschen gehören, die sich einsam fühlen in dieser Welt, in der es keine Stabilität mehr gibt und jeder auf sich selbst gestellt ist. Sie sollen sich angenommen fühlen, so wie sie sind. Und das, ohne dass sie sich dafür ausziehen müssen. Die Überbetonung des Sexuellen in unserer Gesellschaft führt dazu, dass sich gerade Frauen auf der Suche nach Liebe und Anerkennung immer wieder sexuell ausgenutzt fühlen. Wichtiger als Attraktivität sollte die Entwicklung einer gesunden Persönlichkeit sein. Dazu gehört natürlich auch ein gesunder Umgang mit dem Körperlichen. Darunter verstehe ich jedoch nicht den westlichen Exhibitionismus. Was wir brauchen, ist nicht unbegrenzter Sex, sondern Gemeinschaft mit anderen Menschen. Körperkontakt als Zeichen von Zuwendung fehlt in unserer Gesellschaft völlig. Kaum dass man ein Kind küssen kann, ohne dass gleich alle Welt an Kindesmissbrauch denkt. Und nimmt ein Mann einen anderen in den Arm, wird gleich vermutet, er sei „schwul“. In einer sozialwissenschaftlichen Studie wird ein gebürtiger Brite zitiert, der zum Islam konvertiert ist. Er beklagt die fehlenden menschlichen Beziehungen in der britischen Gesellschaft. Körperkontakt sei nur mit der Freundin möglich. Muslime dagegen sähen das ganze viel natürlicher. Sie beteten Schulter an Schulter und Fuß an Fuß, und begrüßten sich ganz selbstverständlich mit Handschlag und Umarmung - auch die Männer.

Ich wünsche mir auch, dass meine Töchter ein Selbstbewusstsein als Frau entwickeln, unabhängig von den Idealen der westlichen Leistungsgesellschaft, dass sie zu verantwortungsbewussten Menschen heranwachsen, die mit wachen Augen ihre Umwelt wahrnehmen und sich für mehr interessieren, als nur den eigenen Vorteil. Der Islam ist für mich in jedem Falle die bessere Alternative.

Natürlich hat meine Mutter nicht so ganz unrecht, wenn sie mir prophezeit, dass eine islamische Erziehung in Deutschland uns und unseren Kindern Probleme bereiten wird. Tatsächlich ist die Situation in Deutschland, ja in ganz Europa, für Muslime nicht gerade einfach.

Das fängt schon mit der Wahl des Namens für das Kind an. Laut Hadith ist es Aufgabe der Eltern, für ihre Kinder einen schönen Namen zu wählen. Leider teilen in den seltensten Fällen die deutschen Standesbeamten die Ansicht der Eltern über die Schönheit eines Namens. Sowohl für den Namen Tasnim als auch für den Namen Yusra mussten wir eine Bescheinigung der ägyptischen Botschaft vorlegen, die besagt, dass es diesen Namen tatsächlich gibt. Bei Yusra wurde mir empfohlen, auf einen solchen „exotischen“ Namen zu verzichten, oder doch zumindest als Zweitnamen einen deutschen Namen zu erteilen. Schließlich scheiterten doch so viele Ehen mit Ausländern. Und die armen Kinder müssten dann den ausländischen Namen ein Leben lang tragen. Immerhin beugte man sich unserer Wahl. Das ist nicht immer so. In unserem Bekanntenkreis sollte beispielsweise ein Junge Tarek heißen, nach dem historischen Feldherrn Tarek. Ein

durchaus üblicher arabischer Name, der jedoch von den Standesbeamten nicht akzeptiert wurde. Erst das Gericht gab den Eltern Recht. Ein kleines Mädchen dagegen durfte nur unter der Bedingung Manal heißen, dass ein zweiter Vorname gegeben wurde, der eindeutig das Geschlecht des Kindes erkennen lässt. Namen, die laut Amt diese Bedingung erfüllen, sind beispielsweise in der Liste gebräuchlicher Vornamen enthalten, die in unserem Familienstammbuch abgedruckt ist. Da sind dann unter anderem die Namen Urte, Gesche, Fokke und Huschke aufgeführt. Gebräuchlich und eindeutig!

Dann kommt das Problem des Kindergartens und der Schule. Engagierte Lehrer versuchen dort nach Kräften, den Kindern aus muslimischem Hause den Zugang zur westlichen Kultur zu erleichtern. Von Neutralität der Schule in Bezug auf die religiöse Erziehung der Eltern kann im Hinblick auf den Islam nicht die Rede sein. Das westliche Denkmodell gilt als Erziehungsideal. Und muslimische Eltern müssen sich immer wieder aufs neue von deutschen Gerichten bestätigen lassen, dass muslimische Jugendliche nicht zu gemischt-geschlechtlichem Schwimmunterricht gezwungen werden können und muslimische Mädchen auch während des Unterrichts ein Kopftuch tragen dürfen.

Nach der Schule geht es dann an die Berufswahl. Da sind die Zukunftsaussichten für muslimische Mädchen in Deutschland nun wirklich nicht gerade rosig. Einem türkischen Mädchen wurde eine Ausbildungsstelle als Krankenschwester verweigert, da die Arbeit mit dem Kopftuch im Krankenhaus „unhygienisch“ sei. Viele Schwestern der Klinik sind Nonnen, die selbstverständlich in Tracht arbeiten. Und einer deutschen Muslima wurde sogar die Arbeitslosenhilfe gestrichen, weil sie mit Kopftuch „schwer vermittelbar“ sei. Sie musste erst gegen das Arbeitsamt prozessieren, bevor sie ihr Recht bekam. Ja selbst Verkäuferinnen mit Kopftuch gelten als verkaufsschädigend. Nun ja, eine Karriere als Putzfrau steht meinen Töchtern ja auch mit Universitätsabschluss noch offen.

Aber meine Mutter hat unrecht, wenn sie denkt, diese Art der persönlichen Diskriminierung betreffe ausschließlich Frauen. Ein deutscher Muslim, Student, wurde aufgrund seines Glaubens fristlos aus einer Nachtwächtertätigkeit entlassen. Sicherheitsrisiko. Ein deutscher Akademiker, ebenfalls arbeitslos, galt als Muslim als „schwer vermittelbar“. Ihn fragte man beim Arbeitsamt, ob er keine Lust habe, seine Glaubensbrüder auszuspionieren. Ein arabischer Naturwissenschaftler wurde als Doktorand abgelehnt. Der Professor sagte ihm: „Wenn Sie aus Tel Aviv oder Boston kämen, wäre das kein Problem. Aber so ... Sie wissen schon. Dieser Forschungsbereich ist auch für Waffentechnologie zu verwenden.“

Dazu kommen natürlich noch die ganz alltäglichen Probleme eines Muslims in Deutschland wie beispielsweise das Problem mit dem Schächten. Der Islam schreibt, ebenso wie das Judentum, vor, dass beim Schlachten der Name Gottes angerufen wird und das Ausbluten der Tiere gewährleistet ist. Während jedoch die jüdische Gemeinschaft in der Bundesrepublik selbstverständlich nach mosaischem Ritus schlachten darf, hat im Sommer 1996 das Verwaltungsgericht München eine vergleichbare Ausnahmegenehmigung für die Muslime abgelehnt. Der Vorsitzende Richter begründete, „es sei nicht erforderlich, Tiere aus religiösen Motiven zu quälen. Notfalls könnten Gläubige ganz auf Fleisch verzichten.“ Rechtsverbindlich gilt das natürlich nur für die muslimischen Gläubigen, nicht aber für die jüdischen. Als ob es einen Unterschied für die Tiere macht, ob der Name Gottes auf Hebräisch oder Arabisch angerufen wird. Aber islamische Moscheevereine haben halt in Deutschland nur den rechtlichen Status eines Kegelclubs, wie Ahmed es einmal ausdrückte. Und auch muslimische Kindergärten oder Schulen werden - im Gegensatz zu entsprechenden christlichen konfessionellen oder jüdischen Einrichtungen - vom deutschen Staat nicht unterstützt. Ebenso wenig wie muslimische Krankenhäuser oder Altenheime. Selbst muslimische Bestattungen sind vielerorts problematisch.

Mit einer Anerkennung der islamischen Gemeinschaft als „Körperschaft des öffentlichen Rechts“ - mit Rechten vergleichbar etwa den Rechten der christlichen Kirchen oder der jüdischen Gemeinschaft - ließen sich viele Probleme der Muslime in der deutschen Gesellschaft lösen. Aber der deutsche Staat ist weit davon entfernt, den Muslimen eine solche rechtliche Plattform zu bieten. Dazu müsste ja offiziell anerkannt werden, dass der Islam in Deutschland keine vorübergehende Erscheinung mehr ist. Und welcher Politiker möchte schon seinen Wählern erzählen, sie müssten sich nun doch mal langsam an Kopftücher und Minarette in ihrer Nachbarschaft gewöhnen?

Minarette und Moscheen sind überhaupt ein Thema für sich. Jeden Freitag rufen die Nachbarn unserer Moschee gegen Mittag die Polizei an, weil sich so viele Ausländer versammeln. Die kommen natürlich zum Freitagsgebet, was auch die Polizei schon lange weiß. Die Nachbarn dagegen scheinen das noch nicht mitbekommen zu haben. Und als wir einmal unseren Wagen abholten, der aus dem Parkverbot vor einer anderen Moschee abgeschleppt worden war, sagte man uns: „Parken Sie besser nicht noch mal vor der Moschee. Da wird jetzt im Ramadan immer abgeschleppt.“ Moscheen existieren praktisch nur in Hinterhö-

fen. Baugenehmigungen werden kaum erteilt. In Aachen tauchten im Vorfeld der Planungen für ein neues islamisches Kulturzentrum Flugblätter einer „Bürgerinitiative gegen islamische Gewalt und Terror“ auf: „Wichtige Informationen für alle Aachener Bürger!!! Wehret den Anfängen!“ In Soest führte die „CHRISTLICHE MITTE“ aus gleichem Anlass eine Bürgerbefragung durch: „Ein Islam-Zentrum im islamischen Soest? Die Islamisierung ist auf dem Vormarsch.“

Einzelfälle? Wohl kaum! Der Untersuchungsausschuss „Rassismus und Ausländerfeindlichkeit“ des Europäischen Parlaments konstatierte 1991 in seinem Bericht eine seit 1986 um sich greifende „Islamophobie“ in Belgien, „breite Opposition gegen den Bau von Moscheen in Frankreich“ und eine „Ablehnung, ja Feindseligkeit“ gegenüber dem Islam im Vereinigten Königreich. Der Bürgermeister der Gemeinde Ishøj in Dänemark äußerte 1987, „er wolle keine weiteren Ausländer in Ishøj mehr zulassen, unter der Behauptung, die Türken betrieben die ‚Khomeinisierung Ishøjs‘“. DIE WELT veröffentlichte am 19. März 1994 den Vorabdruck eines neuen Buches über den Islam. Der Autor setzt sich mit islamischem Fundamentalismus in Europa auseinander. Er spricht unter anderem über „Düsternis der eifernden Dunkel-männer, die Nacht der Denkverbote und Glaubenszwänge, die lebensfeindliche Weltverneinung der schwarz verhüllten Frauengestalten“. Er beschäftigt sich mit dem „Recht auf Heimat“ der „eingeborenen“ Bevölkerungsmehrheit“, die ihre Rechte „unbedingt verteidigen“ muss gegen eine „ohnehin nur in der Anfangsphase friedliche unkontrollierte Masseneinwanderung“, Zitat: „Wer würde annehmen, dass eine Religion, die von vornherein darauf besteht, zu herrschen und nicht beherrscht zu werden, sich auf die Dauer damit zufrieden geben wird, der Ewige Zweite zu sein?“ Die Staatsanwaltschaft schreibt dazu am 17. Mai: „Der Artikel setzt sich kritisch mit dem fundamentalistischen Flügel der Islamisten auseinander, der weder ein Teil der Bevölkerung i.S.v. § 130 des Strafgesetzbuches (StGB) noch eine rassistische Einheit i.S.v. § 131 StGB ist. Zu Gewalt- und Willkürmaßnahmen wird nicht aufgerufen. ... Das Strafrecht jedenfalls darf ... Missbrauchsgefahr nicht zum Maßstab seiner Grenzziehung zwischen Recht und Unrecht machen.“ Nur eine Woche danach, am 24. Mai, veröffentlicht die Evangelische Akademie Iserlohn in einer Presseerklärung „Mit heutigem Datum teilen wir mit, dass sich die Evangelische Akademie Iserlohn genötigt sieht, das vom 3. - 5. Juni 1994 angesetzte christlich-islamische Forum zu den Themenbereichen: ‚Staatsverständnis - Menschenrechte - Wirtschaftsordnung‘ aus Sicherheitsgründen abzusagen. Seit ca. zwei Wochen erhalten wir täglich Drohungen der unterschiedlichsten Herkunft und Qualität - von Demonstrationsankündigungen bis zu Hinweisen auf gewalttätige Anschläge -, von denen wir einige in ihrem Realitätsgehalt verifizieren können, während bei anderen ein Unsicherheitsfaktor über die mit ihnen verbundene Ernsthaftigkeit verbleibt.“ Das deutsche Volk lässt sich nicht gerne provozieren. Und ist es etwa keine Provokation, wenn wir Deutschen aus purer Menschenfreundlichkeit diesen Muslimen erlauben, in unserem Lande zu leben, und diese bornierten Starrköpfe, anstatt unsere moderne Lebensart dankbar zu übernehmen, auf ihrer rückständigen Lebensweise beharren. Einer meiner Prüfer an der Universität sagte mir: „Wenn eine Frau ein Kopftuch trägt, so will sie mir damit doch signalisieren, sie sei besser als ich.“ Und wie kann das sein? Ist Europa nicht unumstritten die Krone der Zivilisation?

Nun werden Sie wahrscheinlich das sagen, was ich schon so oft gehört habe: „Die Muslime sind aber auch selber schuld. Schließlich könnten sie sich ja anpassen.“

Ich frage Sie, was ist das für eine Logik? Schuld ist nicht die Gesellschaft, die das Fremde ausgrenzt? Schuld ist das Fremde selbst, da es die Dreistigkeit besitzt, hier zu existieren? Was sagen Sie den anderen Minderheiten, den Juden, Schwarzen, Behinderten?

Was sagen Sie meinen Kindern? Deutschland bietet ihnen die Freiheit, so zu sein, wie die anderen? Wie können sie das, mit einem ägyptischen Vater? Mit einem arabischen Namen? Selbst wenn sie sich, was meine Familie ja immer noch hofft, später einmal gegen den Islam entscheiden - Gott möge es verhüten - werden sie nie so sein, wie die anderen. Aber daran bin ja auch wieder nur ich selber schuld. Warum habe ich einen Ausländer geheiratet, mit ihm Kinder bekommen, und denen dann auch noch einen „exotischen“ Namen gegeben? Hatte man mir nicht schon am Standesamt davon abgeraten? Deutschland ist ein demokratisches Land. Das Volk bestimmt, was hierhin passt, und was nicht. Zur Zeit erfreuen sich hier auch „Ausländer“ keiner all zu großen Beliebtheit - ebenso wie im übrigen Europa. Immer wieder werden sie zum Ziel ausländerfeindlicher Gewalttäter. „Weil sie am leichtesten als Fremde zu identifizieren sind, gehören Menschen aus der Dritten Welt zu den bevorzugten Opfern.“ In Frankreich wurden laut Bericht des Untersuchungsausschusses „Rassismus und Ausländerfeindlichkeit“ des Europäischen Parlaments in den Jahren 1987 bis 1990 neunzehn Nordafrikaner und ein Rumäne ermordet: „zumindest für die Hälfte der Morde gibt es keinen anderen Grund als den Wunsch, Ausländer zu töten. In einem Fall, bei dem sechs Jugendliche einen tunesischen Vater von sechs Kindern einfach zu Tode traten, meinte einer der festnehmenden Polizisten fassungslos: „Am meisten hat mich schockiert, dass ihnen jegliches Unrechtsbewusst-

sein fehlte.“ ... Bei einem weiteren Vorfall, bei dem ein marokkanischer Jugendlicher sich schlicht zur falschen Zeit am falschen Ort befand, gab der Mörder ein „Versehen“ zu, denn er glaubte, auf einen Chinesen geschossen zu haben.“ Das gleiche fehlende Unrechtsbewusstsein konstatieren 1996 deutsche Ermittler den meist jugendlichen fremdenfeindlichen Gewalttätern. „Es macht denen einfach Spaß, jemanden zusammenzuschlagen“.

Und auch Politikern fehlt jedes Unrechtsbewusstsein. Schließlich gilt in Deutschland doch auch für Ausländer das Grundrecht auf Gleichheit vor dem Gesetz und die Rechtsweggarantie für denjenigen, „der durch die öffentliche Gewalt in seinen Rechten verletzt wird“. Im übrigen kann die Polizei ja nicht überall gleichzeitig sein. In Frankreich dagegen gibt es zumindest ein Antirassismugesetz. Doch dieses Gesetz wird dort von Gerichten „immer restriktiver ausgelegt. So sollte es „Menschengruppen“ vor Diskriminierung schützen. Die Gerichte gelangten zu einer Definition des Begriffs „Menschengruppe“, der zufolge Ausländer keine Gruppe bilden“ „Klagen wegen rassistischer Äußerungen werden abgewiesen, da sie „sich in den Grenzen der Polemik“ bewegen oder „eine politische Meinung“ wiedergeben. Während es schwierig, wenn nicht unmöglich ist, einem Polizisten rassistische Äußerungen nachzuweisen, werden Ausländer, die es wagen, einen Polizisten als Rassisten oder „sale Français“ (dreckigen Franzosen) zu beschimpfen, sehr schnell wegen Rassismus bestraft.“ „Die schwierige Beweisführung in Fällen von Rassismus wird im Fall von drei Nordafrikanern deutlich, die zeigen wollten, dass zwei Nachtclubs in Moulkins (Zentralfrankreich) ihre Gäste nach rassistischen Kriterien auswählen. Ein hilfreicher Journalist betrat die beiden Nachtclubs mit Bluejeans und Krawatte. Die drei arabischen Jugendlichen folgten ihm in eleganter Kleidung und mit Krawatte, wurden aber abgewiesen. Der Vertreter der Staatsanwaltschaft verurteilte ihr Vorgehen mit den Worten: „Sie haben keine Untersuchung durchgeführt, sondern die Provokation gesucht. In Frankreich aber werden Provokateure aus dem Gerichtssaal gewiesen.“

Ausländer provozieren allein durch ihre Existenz. Sie provozieren dadurch, dass sie anders sind. Ein deutscher Skinhead sagte einmal bei einem Fernsehinterview: "Die haben halt kein Deutschtum." Was das genau sein soll? Wer weiß das schon? Hat sich das „Deutsche“ nicht erst im Zusammenspiel vielfältiger Einflüsse entwickelt? Würden wir nicht sonst noch in Hütten hausen, Felle anziehen und Auseinandersetzungen mit der Keule austragen? Nun, im letzten Punkt zumindest scheinen die deutschen Skins ja schon wieder auf ihre Wurzeln zurückgegangen zu sein. Aber mal im Ernst, zwei Soziologen, Lutz Hoffmann und Herbert Even, haben Ausländerfeindlichkeit einmal beschrieben als „hartnäckiges Festhalten an dem Bild einer ethnisch und kulturell homogenen Gesellschaft in der Bundesrepublik“ und als "Weigerung zu lernen". Kultureller Wandel innerhalb einer Gesellschaft, der natürlich auch durch äußere Einflüsse zustande kommt, kann gar nicht an einem Punkt der Geschichte angehalten werden, um zu sagen: „Das ist es jetzt. Das ist die deutsche Kultur.“

Aber nicht nur Deutschland, ganz Europa beginnt, sich zunehmend abzuschotten. „Ausländerpolitik? So etwas gibt es doch im Europaparlament gar nicht. Da sind doch alle Ausländer.“ Das sagte man mir am Wahlstand der CDU, als ich um Broschüren zur Ausländerfrage bat. Armes Europa. Die Grenzen verschwinden und hinter Europa hört die Welt auf.

Ich bin nicht deshalb Muslima geworden, weil mir die Entwicklung in der westlichen Gesellschaft nicht gefällt. Aber je länger ich Muslima bin, desto deutlicher sehe ich, was alles anders sein könnte. Ich habe immer dafür plädiert zu bleiben. Denn wenn wir gehen, dann vertun wir die Chance, überhaupt jemals etwas zu verändern. Und das tut mir nicht nur als Muslima leid, sondern erst recht tut mir das als Deutsche leid. Schließlich ist und bleibt das immer noch mein Land, das sich da selbst sein Grab schaufelt. Denn Stillstand, das ist Tod. Aber wie erklären Sie das einem Kind? Wie erklären Sie ihm, warum es auf der Straße angepöbelt wird? Wie erklären Sie ihm, warum die anderen Kinder nicht mit ihm spielen wollen? Warum man es hier nicht haben will? Habe ich das Recht, meinen Kindern eine Zukunft vorzu-enthalten?

Ich habe die Kinder gesehen, die von Land zu Land geschickt werden, von Sprache zu Sprache, von Schule zu Schule. Auch das ist keine Lösung. Kinder brauchen ein Zuhause, einen Ort, wo sie hingehören.

So sind wir dann doch gegangen, solange wir noch die Zeit dazu hatten. Solange unsere Kinder noch klein waren und noch nicht in die Schule gingen. Solange wir uns noch an eine neue Umgebung gewöhnen konnten. Solange nicht auch noch die letzten Beziehungen Mohameds zu seiner Heimat abgebrochen waren. Neun Jahre Deutschland sind eine lange Zeit!

Wir haben eines Tages unsere Sachen gepackt und sind nach Ägypten gegangen, das Land der Pyramiden, der Wüsten und des Staubs. Hier sind meine Kinder zu Hause. Mein Mann ist Ägypter. Und da Kinder in Ägypten über den Vater definiert werden, sind auch sie Ägypter. Dass sie etwas hellere Haut und Haare

haben, als die anderen, gilt als schick.

Und was nun mich betrifft, natürlich vermisse ich meine Familie, meine Freundinnen, meine Sprache. Und auch das grüne Sauerland, die kalten Winter und die sauberen Straßen. Ägypten ist Dritte Welt. Das lässt sich nicht verleugnen. Aber ich denke, Deutschland hat schon aufgehört, meine Heimat zu sein, als ich Muslima geworden bin. Als wir Deutschland verlassen haben, sagte mir meine Oma: „Dein Platz ist da, wo dein Mann ist.“ Sie war die einzige, für die es ganz natürlich war, dass ich gegangen bin. Sie hatte recht. Ich gehöre dahin, wo meine Familie hingehört. Und meine Familie gehört nach Ägypten. Hier bin ich die Mutter von Tasnim und Yusra. Viele nennen mich „Umm Tasnim“, nach dem ältesten Kind. Keinen interessiert, woher ich gekommen bin. Und als Muslima bin ich eine Glaubensschwester. Auch als solche gehöre ich hier hin. Ich habe einen Platz in der Gesellschaft. Ich bin eben doch noch „Ägypterin“ geworden. Oder vielleicht immer noch nicht so ganz ...?

Ich denke, es war auch für mich die richtige Entscheidung, Deutschland zu verlassen und nach Ägypten zu ziehen. Doch sicher weiß das nur Gott allein.

Ich nehme meine Zuflucht bei Gott vor dem gesteinigten Satan.

Im Namen Gottes, des Erbarmers, des Barmherzigen.

„Bei der Zeit! Wahrlich, der Mensch ist zum Verderben verurteilt, außer denjenigen, die glauben und gute Werke tun und sich gegenseitig zum Rechten aufrufen und sich gegenseitig zur Geduld und Standhaftigkeit aufrufen.“ (103)

Saddak Allahu Azim.